Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **38 (1979)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Besprechungen – Comptes rendus

ROBERT MARTIN (éd.), *La notion de recevabilité en linguistique*, Paris 1978, 149 p. *(BJR 21/22)*

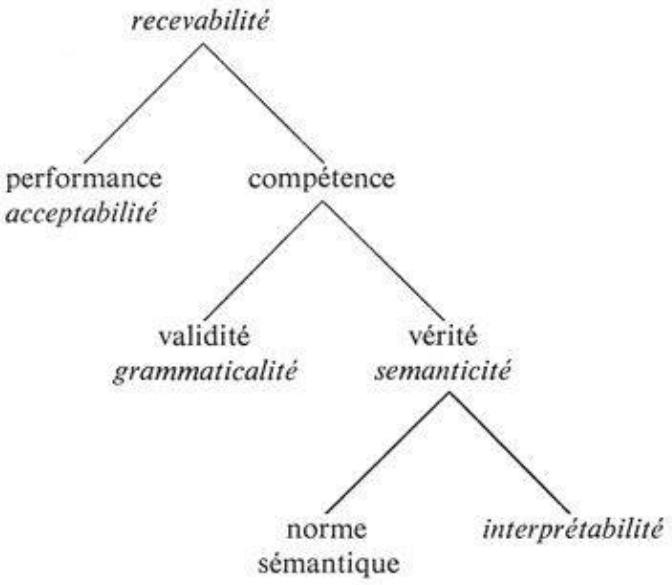
Begriffe wie *Akzeptabilität*, *Semantizität*, *Grammatikalität* usw. spielen in der generativen Transformationsgrammatik eine zentrale Rolle und sind v.a. deshalb heiß umstritten, weil bei ihrer Einführung (bewußt?) auf eine exakte Definition verzichtet wurde. In einer kurzen Einleitung (p. 5/6) weist Robert Martin auf die wichtigsten Probleme hin: der Akzeptabilitätsbegriff ist im wesentlichen tautologisch, wurzelt er doch in der Kompetenz des idealen Sprecher-Hörers, zu deren Beschreibung er gerade beitragen soll; Akzeptabilität läßt sich nicht auf eine binäre Klassifikation *richtig/falsch* reduzieren: Sätze und Aussagen können mehr oder weniger richtig, mehr oder weniger falsch sein, d.h. wir haben Gradationsphänomene, die zudem noch auf einem relativen Maßstab beruhen! Kann man diese Probleme durch Rekurs auf die Statistik, die Einführung von Probabilitätskoeffizienten usw. lösen?

Das vorliegende Heft des *BJR* enthält vier Beiträge zu diesen Fragen, die aus einem vom Herausgeber im Jahr 1976/77 in Straßburg gehaltenen Seminar heraus entstanden sind. Es erhebt keineswegs den Anspruch, die einleitend kurz angesprochenen Probleme zu lösen. Vielmehr geht es darum, die Problematik präziser zu fassen und gerade dadurch erste Schritte auf eine zukünftige Bewältigung hin zu tun. Lösungsvorschläge sind immer als Arbeitshypothesen, als Denkanstöße zu verstehen, die eine weiterführende Diskussion in Gang bringen sollen. Gerade dieses hohe Problembewußtsein, die wissenschaftliche Ehrlichkeit und Bescheidenheit machen dieses Bändchen zu einem wertvollen Zeugnis wahrer Wissenschaftlichkeit.

1. Robert Martin, *Qu'est-ce que la sémanticité?* (p. 7–19). Martin geht – zu Recht – davon aus, daß die Annehmbarkeit *(recevabilité)* eines Satzes oder einer Aussage nach verschiedenen Kriterien und auf verschiedenen Ebenen beurteilt werden müsse. Die Konformität zu den Performanzregeln nennt er *acceptabilité*, der auf der Seite der *Kompetenz* zwei Kriterien gegenüberstünden: dasjenige der *validité*, das der *Grammatikalität* entspricht und sich auf die Konformität der Aussage zu den internen Regeln einer Sprache, unabhängig von jeder Referenz, bezieht; sowie dasjenige der *vérité (sémanticité)*. *Recevabilité* ist nur gegeben, wenn gleichzeitig die Anforderungen der *acceptabilité*, der *grammaticalité* und der *sémanticité* erfüllt sind. Nun erweist sich allerdings die Semantizität als komplexe Kategorie. Sie umfaßt einerseits die (einzelsprachlich gegebene) *norme sémantique*, andererseits die *interprétabilité*. Diese Differenzierung ist nötig, weil selbst bei Verstößen gegen die semantische Norm die Interpretation einer Aussage durchaus gewährleistet sein kann. Aufgrund dieser Überlegung kommt Martin dann zu dem p. 195 wiedergegebenen Stemma der Annehmbarkeitskriterien (p. 11).

Im folgenden wird dann v.a. die Interpretabilität einer weiteren Analyse unterzogen. Martin unterscheidet zuerst einmal zwischen *sens* und *signification:* der *sens* wäre über eine *paraphrase linguistique*, die *signification* dagegen über eine *paraphrase pragmatique* zu beschreiben[1]. Da nun jede Äußerung eine *signification* hätte (selbst bei vollkommener Absurdität sagt sie etwas über den Sprecher aus) und diese überdies im gleichen Ausmaß variieren könnte wie

[1] Cf. hierzu auch R. MARTIN, *Inférence, antonymie et paraphrase*, Paris 1976, v.a. p. 77 ss.



die Zahl der möglichen Äußerungssituationen, müßte sich die Frage der Interpretabilität auf die Möglichkeit beziehen, den *sens* einer Aussage zu ermitteln. Der einzig gangbare Weg hierzu scheint Martin nun über den Wahrheitswert zu führen – ein Weg, der allerdings wiederum alles andere als problemlos ist. Dies beruht darauf, daß eine Aussage semantisch wohlgeformt sein kann, gleichwohl aber falsch ist. D.h.: der Wahrheitswert ist für die Interpretabilität irrelevant; die Absurdität einer Aussage ist nicht von objektiven Unmöglichkeiten abhängig, sondern nur davon, ob es eine «mögliche Wahrheit» (eine Wahrheit in einer möglichen Welt) gibt. Dies bedeutet nichts anderes, als daß die Frage der Interpretabilität letztlich einzig und allein innerhalb des *univers linguistique* entschieden wird: Absurdität liegt bei (semischen) Inkompatibilitäten, Widersprüchen und Tautologien vor. Diese drei Kategorien werden nun an Beispielen expliziert und anschließend zeigt der Verfasser, daß sich die Evaluation der Semantizität selbst bei Zuhilfenahme dieses Instrumentariums außerordentlichen Schwierigkeiten gegenübersieht. Dies beruht auf 3 Faktoren:

1. Es gibt eine Fülle von Mechanismen zur Rekonstruktion des *sens* (Metaphorisierung, Ausweichen in eine mögliche Welt oder auf die metasprachliche Ebene), die letztlich alles möglich machen;

2. Die Grenze zwischen Kenntnis von Sprache und Kenntnis von Welt ist fließend und kaum je exakt zu ziehen;

3. Das semantische Universum ist derart komplex, daß das Problem der Semantizität durch keine Theorie gelöst werden kann und immer verschiedene (mehr oder weniger gleich leistungsfähige) Theorien möglich bleiben.

Martins Versuch endet somit in einer Sackgasse – und er versucht dies auch keineswegs zu vertuschen.

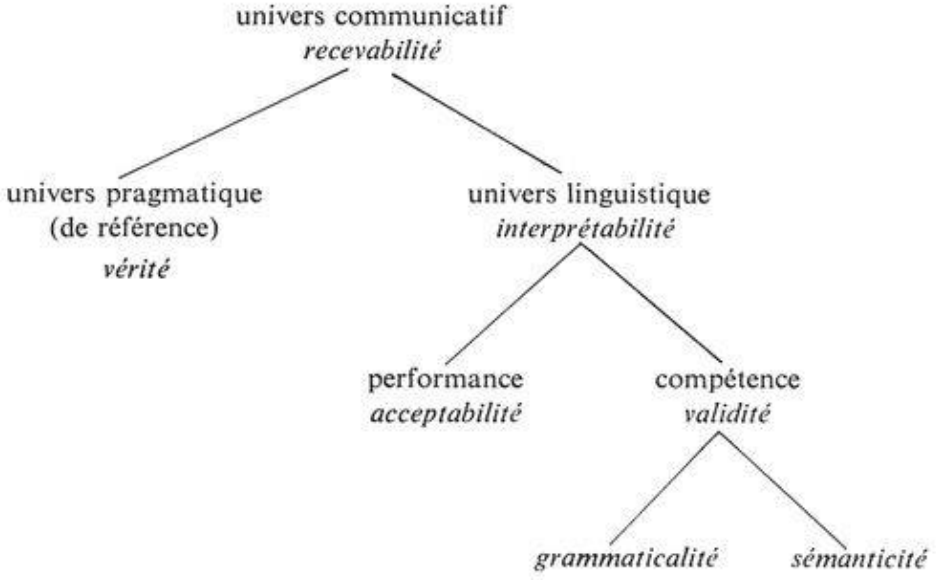
Die Ausführungen, die hervorragende Präzisierung der Problematik haben mich dazu angeregt, mich zu fragen, ob nicht durch gewisse Modifikationen des Modells bessere Resultate erzielt werden könnten. Meinem eigenen Vorschlag liegen folgende Überlegungen zugrunde:

– Es will mir nicht einleuchten, daß die Frage des Wahrheitswerts unter die (sprachliche) Kompetenz fallen soll. Sie ist aber wohl auch kein Problem der (sprachlichen) Performanz, sondern gehört – wie Martins Ausführungen selbst zeigen – in den weiteren kommunikativ-pragmatischen Rahmen der Festlegung des Referenzbereichs. Dies würde aber bedeuten, daß die Unterscheidung von Wahrheit und Wohlgeformtheit jeder weiteren Differenzierung vorausgehen muß.

– Mir scheint, daß die Kompetenz sowohl die Beherrschung der System- als auch diejenige der Normregeln umschließt. Unter den Begriff der *sémanticité* fallen deshalb beide Aspekte, weshalb es überflüssig ist, die *norme sémantique* gesondert auszuwerfen. (Entsprechendes gilt für den Bereich der *grammaticalité*).

– *Grammaticalité* und *sémanticité* fasse ich unter dem Begriff *validité* zusammen, *acceptabilité* und *validité* unter demjenigen der *interprétabilité*. Sind sowohl die Wahrheitsbedingungen wie die Interpretabilitätsbedingungen erfüllt, ist eine Aussage *recevable* (>*recevabilité*).

Daraus resultiert dann folgendes Stemma:



Ein derartiges Modell hat den Vorteil, daß es eine *sprachliche* Beurteilung jeder Aussage unter Ausklammerung der Frage nach dem Wahrheitswert erlaubt; dieser wird erst auf der nächsthöheren Ebene, derjenigen der Kommunikation von Bedeutung. Allerdings schafft auch dieses Modell bei weitem nicht alle Probleme aus der Welt – v.a. dasjenige der Graduierbarkeit der Urteile im sprachlichen Bereich nicht!

2. Georges Kleiber, *Phrases et valeurs de vérité* (p. 21–66). In einer exzellenten, mit viel Umsicht und Scharfsinn durchgeführten Studie versucht Kleiber, den Wahrheitsbegriff der traditionellen Logik zu verfeinern und zu differenzieren und ihn dadurch für die Anwendung auf natürliche Sprachen adäquater zu gestalten: es wird nicht mehr nur zwischen «wahr» / «falsch» / «unentscheidbar» und «analytisch» bzw. «synthetisch» wahr usw. geschieden, sondern auch nach den Kategorien «a priori» / «nicht a priori» und «notwendig» / «generell» differenziert. A priori wahr (falsch etc.) sind Aussagen, wenn sie keiner empirischen Überprüfung bedürfen, nicht-aprioristischen (> synthetischen) Charakter haben sie dagegen,

wenn der Wahrheitswert nur aufgrund einer empirischen Kontrolle festgelegt werden kann bzw. nur für bestimmte, nicht aber für alle Sprecher Gültigkeit hat (∃ LOC). Innerhalb der A-priori-Aussagen wird nun zwischen analytischen und nicht-analytischen geschieden: der erste Typus hat für alle Sprecher Gültigkeit (∀ LOC); der Wahrheitswert beruht einzig auf den semantischen Gegebenheiten (Merkmalen) einer Sprache und ist damit letztlich unabhängig von den objektiven Gegebenheiten im referentiellen Bereich. Der zweite Typus dagegen ist eine «Wahrheit der Wissenschaft, der Spezialisten» (∀ SPEC) und damit nicht sprachlich (semantisch) bedingt; auch er bedarf aber normalerweise keiner empirischen Überprüfung. Analytische Wahrheiten können schließlich notwendigen oder generellen Charakter haben: sie sind notwendig, wenn sie auf distinktiven semantischen Zügen beruhen, generell dagegen, wenn die Aussage auf nicht-distinktiven Zügen aufbaut. Hier nur jeweils ein Beispiel (wahr) für die einzelnen Typen:

1. a priori / analyt. / notwendig:	*Les chimpanzés sont des singes.*
2. a priori / analyt. / generell:	*Les voitures ont quatre roues.*
3. a priori / nicht-analyt.:	*Deux et deux font quatre.*
4. nicht a priori (synthet.):	*Les singes sont amusants.*

Wichtig ist für die Typen 1. und 2., daß sie zwar (genetisch) auf Erfahrung beruhen können, aber in dem Moment «unabhängig» vom referentiellen Bereich werden, wo sich die sprachliche (semantische) Regel als solche konstituiert.

Im folgenden diskutiert Kleiber dann die Beurteilung «wahr», «falsch» und «unentscheidbar» für die einzelnen Typen differenziert durch. Als operationale Entscheidungsverfahren werden die Spezifikation, die Negation und die Einbettung (in Wahrheitswerte thematisierende Sätze) benutzt. In diesem Rahmen wird für den Typus «analytisch-notwendig» eine weitere Differenzierung eingeführt: diejenige zwischen definitorischen und nicht-definitorischen Aussagen. Definitorisch sind Aussagen, die implizite semantische Merkmale explizieren *(Les pères sont de sexe masculin)*, nicht-definitorisch dagegen solche, die auf einer zusätzlichen Prädikation beruhen *(Aucun père n'est de sexe féminin)*[2].

Der Beitrag Kleibers stellt ohne jeden Zweifel einen wichtigen Fortschritt in der Handhabung des Wahrheitswertkriteriums dar – wenn auch der Verfasser in der *Conclusion* bescheiden zugibt, daß bei weitem noch nicht alle Probleme gelöst seien und selbst sein Instrumentarium noch viel zu undifferenziert sei. In welche Richtung die Entwicklung weitergehen kann oder sogar muß, klingt mehrmals an: eine Gradationslogik *(logique floue)* scheint sich anzubieten.

3. Georges Kleiber – Martin Riegel, *Les grammaires floues* (p. 67–123). Dieser Beitrag verfolgt zwei Ziele: im ersten Teil versucht Martin Riegel die logische Komponente einer *grammaire floue (fuzzy grammar)* zu skizzieren, im zweiten Teil gibt Georges Kleiber ein kritisches Resümee von zwei Anwendungsversuchen Lakoffs. Eine *grammaire floue* unterscheidet sich von den traditionellen Arten des logischen Kalküls dadurch, daß sie nicht nur zwei Wahrheitswerte kennt (wahr/falsch) – bzw. deren drei, wenn man die unentscheidbaren Fälle dazu nimmt –, sondern jeder Aussage einen irgendwo zwischen 0 (falsch) und 1 (wahr) liegenden Wert zuweist: Aussagen können zwar nach wie vor einfach wahr oder falsch sein, aber dies sind nur zwei Sonderfälle des Normaltyps, der Aussagen als mehr oder weniger wahr (bzw. falsch) erscheinen läßt. Dieser Ansatz soll es erlauben, den Gegebenheiten natür-

[2] Hier müßte man sich allerdings fragen, ob bei binären Oppositionen der Rückgriff auf einen Negativterm (+masc./—masc. = —fem./+fem.) wirklich eine zusätzliche Prädikation darstellt.

licher Sprachen besser gerecht zu werden als die traditionellen Logiken, ist doch bekannt, daß jedes syntaktische oder semantische Phänomen so etwas wie Grauzonen kennt, für die die Sprecherurteile schwanken und denen mit einer «schwarz-weiß-Klassifikation» nicht beizukommen ist.

Im ersten Teil des Beitrages stellt Riegel zuerst einmal bivalenten und plurivalenten Kalkül einander gegenüber, um dann die Theorie der Mengenbildung im Rahmen eines *calcul flou* sowie die Begriffe Verbindungsmenge, Schnittmenge, Komplementmenge und Teilmenge zu entwickeln (p. 71–74). Anschließend wird dann eine auf einem *calcul flou* beruhende Aussagenlogik (p. 75–82) mit ihren konstitutiven Operationen Negation, Konjunktion, Disjunktion und Implikation dargestellt. Besonderes Augenmerk wird der semantischen Implikation und den Tautologien des bivalenten Kalküls gewidmet. Eine semantische Implikation liegt dann vor, wenn $P \Rightarrow Q$ für alle Sprecher und für alle möglichen Situationen wahr ist: wir haben eine stabile semantische Relation, die jenseits aller Akzidentien liegt. – Was die im Rahmen eines bivalenten Kalküls tautologischen Aussagen vom Typ $P \vee \sim P$ bzw. die widersprüchlichen Aussagen vom Typ $P \wedge \sim P$ angeht, so sind die bei Anwendung eines *calcul flou* durchaus sinnvoll, hat doch jeder «Wahrheitswert» einen komplementären «Falschheitswert» (z.B. $w = 0{,}8$, $f = 0{,}2$). Den Abschluß des ersten Teils bildet die Skizze einer Prädikatenlogik, einer Modallogik und einer Präsuppositionslogik auf der Grundlage eines *calcul flou*.

Im zweiten, zwei Arbeiten von Lakoff[3] resumierenden Teil, befaßt sich Kleiber zuerst mit der Theorie der *enclosures* (*hedges;* p. 90–108)[4], die ebenfalls einen graduierbaren Wahrheits- und Akzeptabilitätsbegriff voraussetzen. Die *hedges* sind Prädikate, die die Zugehörigkeitsfunktion zu einer Klasse (Wahrheitsgrad) zu modifizieren in der Lage sind. Kleiber exemplifiziert diese Mechanismen aufgrund der frz. Beispiele *une sorte de* und *vrai* (antéposé) sowie aufgrund der engl. Modifikatoren *technically*, *strictly speaking*, *loosely speaking* und *regular*. Diese Mechanismen führen dazu, im Bereich der semantischen Merkmale zwischen definitorischen, primären, sekundären und «zufälligen» Zügen zu unterscheiden: *technically* würde eine Fokusierung der Verifikation auf die definitorischen, *strictly speaking* auf die definitorischen + primären, *loosely speaking* auf die sekundären und *regular* auf die «zufälligen» Merkmale leisten. – Im weiteren wird dann versucht, den *hedges* im Rahmen einer *logique floue* Rechnung zu tragen bzw. die vier behandelten *enclosures* im Rahmen eines logischen Kalküls darzustellen. Kleiber weist allerdings deutlich darauf hin, daß Lakoffs Ansatz noch zahlreiche Verbesserungen erfordere: die Zuweisungskriterien zu den verschiedenen Merkmalklassen sind ungenügend, es wird dem Kontext nicht hinreichend Rechnung getragen, man kann zwar den Wahrheitsgrad, nicht aber die Variable «vrai à certains égards» darstellen usw.

Der letzte, den zweiten Aufsatz von Lakoff resümierende Teil der Arbeit (p. 108ss.), befaßt sich mit dem Applikationsgrad von Regeln am Beispiel der Extraposition (Voranstellung) von Adverbien. Es zeigt sich dabei, daß verschiedene Faktoren eine Rolle spielen: die Mobilität («Akzessibilität») des zu permutierenden Elements, seine inhärenten Charakteristika, die Art und Effizienz des Auslösers, usw. In all diesen Bereichen gibt es Hierarchien der Elemente, die von einer weitgehenden Permutationsfreundlichkeit zu einer mehr oder weniger vollständigen Permutationsfeindlichkeit reichen.

[3] Cf. G. Lakoff, *Hedges: A Study in Meaning Criteria and the Logic of Fuzzy Concepts*, *Chicago Linguistic Society 8* (1972), 183–228 und *Fuzzy Grammar and the Performance/Competence Game*, *Chicago Linguistic Society 9* (1973), 271–291.

[4] Eine dt. Übersetzung für *hedge* ist ebenso schwer zu finden wie für *fuzzy grammar* («flexible» Grammatik?); am ehesten scheint mir noch «Fangnetz» in Frage zu kommen.

Der Aufsatz schließt mit einem kurzen Ausblick, der nochmals die Vorteile einer die Gradation mitberücksichtigenden *grammaire floue* gegenüber einem traditionellen generativen oder logischen Ansatz herausstellt, der aber auch nicht verheimlicht, daß die vorliegenden Ansätze und Resultate noch weit davon entfernt sind, endgültigen Charakter zu haben. Gleichwohl tut sich hier eine vielversprechende neue Perspektive auf.

4. Monique Debièvre, *La conscience de l'acceptabilité en français contemporain* (p. 125–147). Der vorliegende Beitrag stellt eine Analyse von sprachlichen Fehlleistungen dar, die die Verfasserin im Jahre 1976/77 in den letzten vier Klassen eines französischen Gymnasiums gesammelt hat. Einleitend wird der Normbegriff kurz diskutiert, wobei sich Monique Debièvre für eine (diastratisch und diaphasisch differenzierte) deskriptiv-statistische Norm entscheidet («usage le plus répandu dans un groupe social homogène et dans un type donné de communication»); allerdings hebt dann im folgenden die Argumentation doch meist auf eine eindeutig präskriptive Norm ab (cf. z. B. zur Modussetzung nach *bien que*, *sans que* und *jusqu'à ce que*, zur Frage des expletiven *ne*, zur Reduktion von *ne ... pas* auf *pas* usw.). Die Differenzierung von Sprecher- und Hörernorm, die Frage der Privilegierung bestimmter Stilschichten (diaphasische Subsysteme) usw. werden zwar diskutiert, die Erkenntnisse kommen aber weiter nicht zum Tragen. – Die Fehler werden nun in drei Hauptgruppen eingeteilt: 1. solche, die auf jedem sprachlichen Niveau als Fehler zu betrachten sind (die Klassifikation ist allerdings oft recht zweifelhaft, cf. oben); 2. solche, die die Existenz verschiedener Niveaus belegen; 3. solche, die als Belege für sprachliche Kreativität oder eine Normveränderung gelten können. Hier wird allerdings außer acht gelassen, daß die Gruppen 2 und 3 nur in präskriptiver Perspektive als Fehler gelten können; man darf vielleicht von einer Vermischung verschiedener Niveaus sprechen – aber dies ist letztlich das Natürlichste, was es in jedem Sprachgebrauch gibt und sollte außer den Puristen niemanden aufregen!

Innerhalb der ersten Gruppe werden drei Untergruppen unterschieden: Fälle, die agrammatikalisch und uninterpretierbar, solche, die agrammatikalisch und interpretierbar und solche, die grammatikalisch und uninterpretierbar sind. Der erste Typ ist selten und unwichtig, der zweite dagegen häufig. Hier unterscheidet die Autorin zwischen syntaktischen Verstößen (Modusfehler, fehlende Umsetzungen direkte → indirekte Rede, fehlerhafte Koordination und Subordination), lexikalisch-syntaktischen Verstößen (Verwechselung von direkter und indirekter Transitivität, von Reflexivität und Nichtreflexivität, von Aktiv und Passiv, *animé* und *inanimé*, *dénombrable* und *non dénombrable* usw.), und schließlich rein lexikalischen Verstößen (fehlende Translation [ist das lexikalisch?], Fehlleistungen aufgrund inhalts- oder ausdrucksseitiger Verwandtschaft zweier Lexien). In der Kategorie grammatikalisch/uninterpretierbar schließlich finden sich nur den Wortschatz betreffende Fehler. In der zweiten Hauptgruppe schließlich finden sich Fälle wie Fehlen des expletiven *ne*, fehlende Inversion, *pas* statt *ne ... pas* usw. Die dritte Kategorie enthält eine Reihe von analogischen Umbildungen verschiedenster Art, lexikalische Neubildungen und «Etymologisierungen». Den Schluß bildet ein Befragungstest mit abweichenden Sätzen nach den Kriterien «akzeptabel», «imitierbar», «verständlich». Es zeigt sich dabei, daß die letzte Beurteilungskategorie mit Abstand die höchsten Punktzahlen erzielt, während die beiden anderen etwa auf gleicher Ebene liegen (mit einem leichten Vorteil für die Akzeptabilität). Aber wer hätte schon etwas anderes erwartet?

Gesamthaft gesehen paßt dieser Beitrag weder von der Thematik noch vom Niveau her richtig in diesen sonst so interessanten Band.

Peter Wunderli

★

Travaux de linguistique et de littérature, publiés par le Centre de philologie et de littératures romanes de l'Université de Strasbourg *14/1* (1976), 371 p.

Wie immer ist das erste Heft des Bandes 14 der *TraLiLi.* der Sprachwissenschaft im weiteren Sinne (*Linguistique – Philologie – Stylistique*) gewidmet. Die stattliche Sammlung zeugt nicht nur von der Aktivität französischer Forscher, sie ist gleichzeitig auch ein Dokument der ausgedehnten und hervorragenden internationalen Beziehungen des *Centre*. Sie enthält im einzelnen die folgenden vierzehn Beiträge:

1. Peter Wunderli, *Hugo Schuchardt et Ferdinand de Saussure* (p. 7–43). In den letzten Jahren ist die Frage nach Quellen des *CLG* immer häufiger gestellt worden: ist Saussure von G. von der Gabelentz, von Hermann Paul, von Kruszewski, von Boudouin de Courtenay abhängig? Die Frage ist in dieser Form eindeutig falsch gestellt, denn Saussure hat ganz offensichtlich die verschiedensten Einflüsse verarbeitet und zu einer originellen Synthese geführt. Wenn man schon die Quellenfrage stellt, dann kann es sich nie um singuläre Abhängigkeiten, sondern immer nur um ein ganzes Büschel von Beeinflussungsmöglichkeiten handeln. Eine der möglichen Quellen ist sicher Hugo Schuchardt. Es verbinden ihn mit Saussure: eine funktionelle Sprachkonzeption, wobei der kommunikative Aspekt gegenüber dem expressiven Vorrang genießt; eine sozial-konventionelle Sprachkonzeption; (wenigstens ursprünglich) die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie; ein gewisser methodischer Vorrang der synchronischen Sprachuntersuchung; der Begriff des Sprachzustands; die Privilegierung des *signifié* gegenüber dem *signifiant* innerhalb des Zeichens[1]; die Auffassung, daß die Wurzeln des Sprachwandels individueller Natur sind und sich erst sekundär kollektiv niederschlagen; usw. Es ist aber zu beachten, daß keine dieser Parallelen für sich allein signifikant ist; eindrücklich werden sie erst in ihrer Gesamtheit. Überdies könnte man einwenden, daß Schuchardt in seiner Besprechung des *Cours*[2] z.T. recht herbe Kritik an Saussure übt und einige seiner früheren Aussagen zurücknimmt: er wirft Saussure vor, Linguistik und Semiologie nur der Psychologie, nicht aber gleichermaßen der Soziologie unterzuordnen und die Beziehungen zum Bereich der *linguistique externe* zu vernachlässigen; er betont den (von Saussure angeblich vernachlässigten) individualistischen Aspekt der Sprache gegenüber dem Sozialen; er lehnt die Unterscheidung von *langue* und *parole* ab und plädiert für eine einheitliche, in etwa auf der Ebene der *Σ-parole* anzusiedelnde Betrachtungsweise; er stößt sich an der Unterscheidung Synchronie/Diachronie, die er bei Saussure für objekthaft begründet ansieht, wobei überdies die rein statische Konzeption der Synchronie bemängelt wird[3]. Es kann jedoch aufgrund der kritischen Ausgabe des *Cours* gezeigt werden, daß alle diese Vorbehalte unbegründet sind: sie beruhen entweder auf Verzerrungen von Saussures Gedankengängen durch die Herausgeber der Vulgatafassung oder auf eindeutigen Fehlinterpretationen Schuchardts, dessen Widerspruchsgeist sich verschiedentlich vorschnell auf gewisse isolierte Formulierungen stürzt und die notwendige hermeneutische Relativierung vernachlässigt.

2. Manuel Alvar, *Langue et société* (p. 45–65). Ausgehend von der Feststellung, daß es noch keine befriedigende Definition der Soziolinguistik gebe, versucht Alvar die Probleme und Aufgaben der Soziolinguistik innerhalb der Sprachwissenschaft zu situieren. Nachdem er im Sinne einer fortschreitenden Implikation zwischen *système commun*, *normes régionales* und

[1] Cf. hierzu auch R. ENGLER, *Rôle et place d'une sémantique dans une linguistique saussurienne*, *CFS 28* (1973), 35–52; WUNDERLI, *Zum Zeichenbegriff bei Saussure: Privilegierung des «signifié» oder des «signifiant»?*, *Mélanges Gossen II*, Bern–Liège 1976, p. 945–53.

[2] Cf. *Lbl. 38* (1917), 1–9.

[3] Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Saussure, Wartburg und die Panchronie*, *ZRPh. 92* (1976), 1–34.

parlers locaux unterschieden hat, differenziert er innerhalb der letzten Gruppe nach sozialen Gruppen (Männer – Frauen; verschiedene Berufstypen[4]) und nach kulturellen Niveaus[5]. Die Sprache des Individuums (Idiolekt) ist nach seiner Auffassung ein Gemisch aus verschiedenen Systemen, die als solche kaum je rein zu erfassen sind. Damit zeigt sich bereits, daß sich die Soziolinguistik offensichtlich mit der Relation zwischen Sprache und nichtsprachlichen Strukturen (Gesellschaft im weitesten Sinne) befaßt. Sprache und Gesellschaft beeinflussen sich ohne jeden Zweifel, doch gibt es nach Alvar keine direkten, generalisierbaren Abhängigkeitsrelationen, so daß man letztlich sogar von einer Unabhängigkeit der sprachlichen Strukturen von den gesellschaftlichen Gegebenheiten sprechen kann. Aus diesem Grunde möchte Alvar auch lieber von einer *linguistique sociologique* als von Soziolinguistik sprechen. – In einem gesonderten Kapitel (p. 58–63) wird ferner noch die Konstitution des Idiolekts abgehandelt, wobei die Idiolektbildung im wesentlichen als eine Art individualisiertes *languages in contact*-Phänomen gesehen wird (Kontakt und Mischung zwischen verschiedenen Sprachniveaus und Gruppensprachen).

3. Manuel Alvar, *Attitude du sujet parlant et sociolinguistique* (p. 67–83). In dieser sich z.T. mit der Thematik des vorhergehenden Beitrages überschneidenden Studie geht es Alvar um die vor allem in der lateinamerikanischen Soziolinguistik oft thematisierte Frage nach der Haltung des Sprechers gegenüber seiner eigenen Sprache. Nach Alvar finden sich derartige, explizite oder implizite, bewußte oder unbewußte (besser: vorbewußte) Stellungnahmen bei jedem Sprecher; sie sind bedingt durch sein Nationalbewußtsein, sein ethnisches Bewußtsein, sein Klassenbewußtsein usw. und schlagen sich je nachdem in einer auf- oder abwertenden Stellungnahme gegenüber der eigenen Sprache nieder. Eine derartige Bewußtseinsbildung impliziert immer die Probleme des Sprachkontakts, der Mehrsprachigkeit und der Klassenintegration bzw. -verfremdung. Sehr schön lassen sich diese Phänomene auf verschiedenen Sprachkarten (*ALC*, *ALEA*, *ALEICan.*) aufzeigen, die die Bezeichnung der eigenen Sprache durch die Gewährsleute wiedergeben; Alvar interpretiert die verschiedenen Antworten und Wertungen mit viel Umsicht und Geschick. Es zeigt sich dabei, daß jeder Sprecher sich der Tatsache bewußt ist, eine bestimmte Lokalsprache zu sprechen; bei einer reduzierten Zahl von Gewährsleuten ist auch das Wissen um die Integration dieser Lokalsprache in eine regionalsprachliche Norm vorhanden, und bei ausreichendem Bildungsniveau fehlt auch das nationalsprachliche Integrationsbewußtsein nicht. An diese Problematik schließt Alvar dann die Diskussion der Bezeichnung der Nationalsprache und der Diskrepanz zwischen Idiolekt und (idealer) Nationalsprache an. Es sind gerade diese diatopischen und diastratischen, letztlich historisch bedingten Unterschiede, die zu Werturteilen über den eigenen Idiolekt führen und dadurch auch die Sprachentwicklung bedingen. Alle diese soziolinguistischen Gegebenheiten werden von Alvar der *linguistique externe* zugewiesen, doch betont er gleichzeitig, daß sie ins System hineinwirken können.

4. A. Várvaro, *Storia politico-sociale e storia del lessico in Sicilia. A proposito del «Vocabolario etimologico siciliano»* (p. 85–104). Aufgrund des Probefaszikels des *VES*[6] gibt Várvaro

[4] Nach Berufsgruppen wird nur bei den Männern, nicht aber bei den Frauen differenziert. Alvar geht hier von sehr traditionellen Rollenstrukturen aus, die vielleicht in rückständigen ländlichen Gebieten noch zutreffen mögen, für eine moderne Stadtgesellschaft aber keine Gültigkeit mehr haben: dadurch nähern sich Männer- und Frauensprache in zunehmendem Maße an (wozu auch noch weitere Faktoren beitragen), so daß in Zukunft diese Differenzierung vielleicht überflüssig werden könnte.

[5] Es wäre allerdings zu fragen, ob nicht auch noch eine zusätzliche Differenzierung nach Altersgruppen angezeigt wäre.

[6] Cf. Rosanna Sornicola – Alberto Várvaro, *Vocabolario etimologico siciliano: rabba – ruzzu lari*, Palermo 1975.

einen gerafften Überblick über die für die Sprachentwicklung relevanten Ereignisse der sizilianischen Geschichte seit der römischen Eroberung (241 v. Chr.); die einzelnen Phasen und Phänomene werden jeweils mit signifikanten lexikalischen Beispielen illustriert: Latinisierung, Christianisierung, byzantinische Herrschaft, arabische Invasion und Islamisierung, normannische Eroberung, gallo-italienische Kolonisation, Staufer-Herrschaft, Herrschaft der Anjou, spanische Herrschaft, albanesische Einwanderung. Die Geschichte Siziliens ist somit außerordentlich komplex, was die Tatsache erklärt, daß das Sizilianische keineswegs immer archaischen Charakter hat, sondern – ähnlich wie das Andalusische – als romanische Sprache mit ausgeprägt «kolonialem» Charakter gelten darf. – Im Anschluß an diese historische Präsentation gibt Várvaro einen Überblick über die Quellen zum Sizilianischen, die Lexikographie vom Mittelalter bis heute sowie die wissenschaftliche Erforschung. Die keineswegs günstige Forschungslage und die Eigenheiten des Sizilianischen zwingen ihn, für das *VES* folgende Prinzipien zu befolgen: umfassende Präsentation des alten und modernen Materials; detaillierte Sachinformationen; umfassende Bibliographie; etymologische Diskussion im panromanischen und gesamtmediterranen Rahmen. Aus praktischen Gründen (Platz- und Zeitersparnis) werden alle Elemente, die nicht oder kaum vom Italienischen abweichen, nicht berücksichtigt; aus Zeitgründen werden auch unpublizierte Texte für das Korpus nicht berücksichtigt. – Der Beitrag schließt mit einem Abgrenzungsversuch des *VES* gegenüber dem Wörterbuch von Piccitto und dem *LEI* von Pfister.

5. Gilles Roques, *Notes de lexicologie française. A propos de quelques régionalismes au moyen âge* (p. 105–117). Roques legt vier kleinere etymologische Beiträge vor, die von recht unterschiedlichem Gewicht sind: a) *amoier* (v.a. pik.) 'modérer, retenir' soll auf MODIUS zurückgehen; davon zu trennen wäre *ameser/amaisier* 'reconcilier, apaiser, adoucir', dessen Etymologie unbekannt zu sein scheint. Die Form *ameïr* wäre als typisch anglo-normannische Variante anzusehen (*amaisier* > *amaisir* > *ameïr*). b) Für *cintre*, *cintrer*, *sinteur*, *ceintur* 'ceinture etc.' wird die Etymologie *CINCTURARE aus lautlichen und chronologischen Gründen abgelehnt. CINCTOR paßt von der Bedeutung her nicht. Roques entscheidet sich deshalb für *CINCTORUM < CINCTORIUM. c) Für *conjo(n)gle* < *CONJUNGULA (zu *conjungere*) 'courroie qui fixe le joug sur la tête des bœufs, lien' bringt R. einen neuen Beleg (13. Jh.) bei. d) Im vierten Beitrag schließlich versucht der Verfasser das Material der 3 *FEW*-Artikel LICIUM, LIXARE und *LISTJA z.T. neu zu verteilen, muß aber gleichzeitig zugeben, daß noch zahlreiche Fragen offen bleiben.

6. Georges Merk, *Afr. «esp(o)ison» est-il bien un mot français?* (p. 119–127). Das Afr. scheint zwei verschiedene *espison* zu kennen: ein erstes, das eine Ableitung von *espier* darstellt mit der Bedeutung '*action d'épier*', ein zweites, das auf lat. SPONSIONEM zurückgeht und '*gage*' bedeutet. Für die zweite Lexie, berücksichtigt bei Gdf., *Dict.* und im *FEW* (12, 211b), nicht aber bei T-L, *AW*, gibt es nun nur einen einzigen französischen Beleg, der aus der Hs. C des *Joseph d'Arimathie* (Prosaversion des Graalromans von Robert de Boron) stammt; dagegen ist eine entsprechende Form im Okzitanischen gut bezeugt. Merk kann nun nachweisen, daß das Ms. C durch eine Reihe von Zügen in den Bereichen von Vokalismus, Konsonantismus und Morphologie gekennzeichnet ist, die auf den Raum Poitou – Saintonge verweisen. Es besteht somit aller Grund, *espison*[2] als nicht französisch anzusehen.

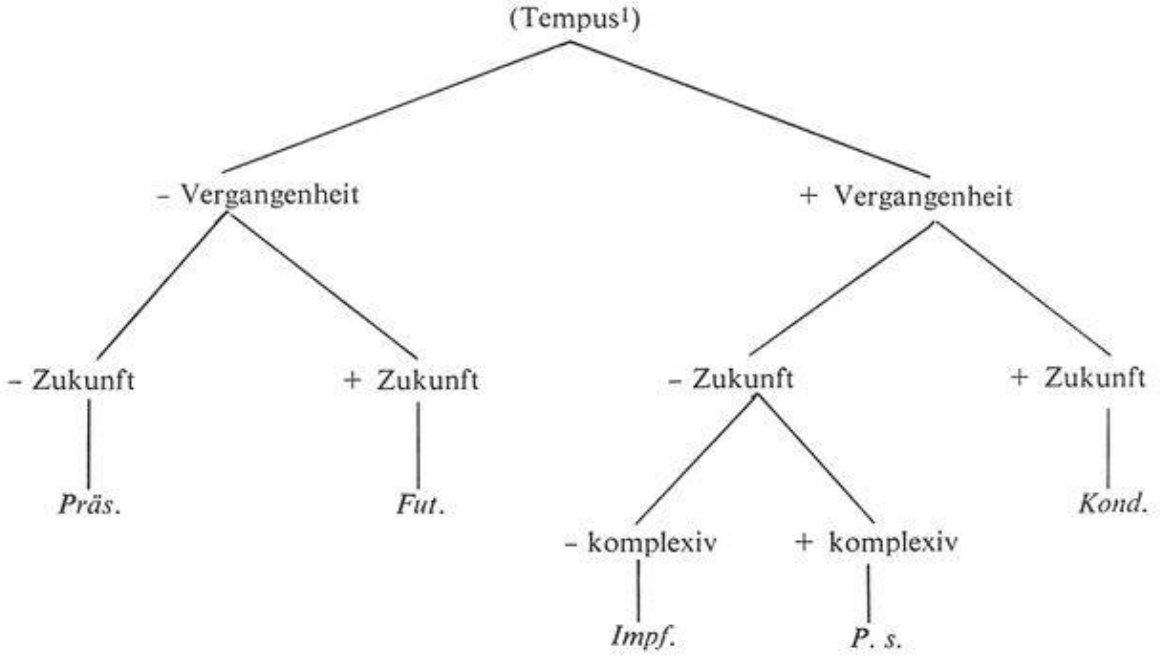
7. Christian Schmitt, *Charles de Bovelles, Sur les langues vulgaires et la variété de la langue française (1533). Une source importante pour l'histoire du vocabulaire français* (p. 129–156). Die Grammatik des Humanisten Bovelles (1470–1553) ist ohne jeden Zweifel ein bedeutendes Werk, das neben die viel bekannteren Traktate von Zeitgenossen wie Dubois, Meigret,

Ramus usw. gestellt zu werden verdient: sie stellt gleichzeitig eine Art erstes etymologisches Wörterbuch, eine erste galloromanische Dialektologie und den Versuch einer ersten Toponymie dar. Wenn dieses Werk gleichwohl relativ wenig Beachtung fand, so einerseits – nach Schmitt – weil Bovelles in den Religionsstreitereien nicht Stellung bezog und andererseits das Galloromanische und seine Dialekte als die legitimen Erben des Lat. ansah, womit er sich in Gegensatz stellte zu Leuten wie die Estiennes, Pasquier, Ramus usw. Gleichwohl muß man aus heutiger Sicht feststellen, daß rund 65% seiner Etymologien zutreffend sind, und daß sein Werk darüber hinaus viel lexikologisches Material von großem Interesse enthält: Schmitt diskutiert nacheinander 11 Hapaxformen, 18 Erstdatierungen, 13 bis anhin unbekannte semantische Varianten sowie 6 phonetische (z.T. besser: graphische) Nebenformen. Darüber hinaus enthält die Arbeit auch eine Typologie der galloromanischen Dialekte aufgrund der Affirmationspartikel. Bovelles stellt in dieser Hinsicht übrigens keinen Einzelfall dar: Schmitt legt p. 154–156 eine umfangreiche Liste ähnlicher Fälle aus Du Wes (1527), Palsgrave (1530) und Dubois (1571) vor. Eine systematische Auswertung der grammatischen Traktate für die Lexikologie stellt zweifellos ein dringendes Desiderat dar.

8. François de la Chaussée, -AGU, -ACU *en galloroman du Nord* (p. 157–59). Nach de la Chaussée stellen der Ausfall von -G- in nachvokalischer Stellung und vor O/U, sowie die Entwicklung -ACU > *-ay* keine Sonderfälle dar, sondern sind auf das keltische Substrat zurückzuführen, da das Keltische eine ausgesprochene Tendenz hätte, die dorso-velaren Okklusivlaute zu spirantisieren.

9. Malcolm H. Offord, *Sur l'imparfait de l'indicatif et le futur du verbe «estre» en français médiéval* (p. 161–228). In der vorliegenden Studie will der Verfasser untersuchen, wann und warum die Formen *ert* usw. (Impf./Fut.) untergegangen sind und ob tatsächlich – wie in der Fachliteratur oft behauptet – das archaische Futurparadigma früher geschwunden ist. Aufgrund umfangreicher Textanalysen, in deren Rahmen nach *Chartes*, literarischen Prosatexten und Verstexten geschieden wird, kann er überzeugend darlegen, daß die alten Formen in den *Chartes* in der 2. Hälfte des 13. Jh.s, in der literarischen Prosa anfangs des 14. Jh.s und in den Verstexten zu Beginn des 15. Jh.s untergehen (wobei übrigens seit dem 12. Jh. sehr große Frequenzunterschiede von Text zu Text festzustellen sind); die letzten Belege finden sich sowohl für das Futurum wie das Imperfekt bei Christine de Pisan, was bei der bekannten archaisierenden Tendenz dieser Autorin nicht weiter erstaunen kann. Interessant ist zweifellos auch das Ergebnis, daß die alten Imperfektformen etwas schneller außer Gebrauch kommen als die entsprechenden Futurformen. – Die sehr detaillierte Untersuchung Offords bringt aber noch weitere Resultate. Einmal zeigt sich, daß der Gebrauch der alten Imperfekt- und Futurformen in den einzelnen Texten frequenzmäßig sehr deutlich auseinanderklaffen kann. Überdies sind generell nur die 1., 3. und 6. Person der beiden Paradigmen gut belegt, während die 2. und 4. Pers. selten sind und die 5. Person überhaupt fehlt. Offord untersucht weiter die graphischen und phonetischen Varianten und kommt dabei zum Schluß, daß die Formen mit *e* eher zum Imperfekt, diejenigen mit *ie* eher zum Futurum tendieren. Eine ganz entscheidende Fragestellung übersieht er jedoch: Es müßte unbedingt untersucht werden, ob nicht die *e*-Formen bei den zusammengesetzten, die *ie*-Formen bei den einfachen Tempora dominieren. Aufgrund unserer eigenen Erfahrung müßte hier eine viel deutlichere Korrelation auftreten als in bezug auf die Unterscheidung Impf./Fut.; daß in diesem Fall überhaupt eine (relativ schwache) Korrelation festzustellen ist, dürfte bis zu einem gewissen Grade darauf zurückzuführen sein, daß die zusammengesetzten Futurformen (im Gegensatz zum Plq. perf.) außerordentlich selten sind. – Daß die Nachkommen des synthetischen lat. Futurums sich in der Versliteratur weit über den Untergang in der gesprochenen Sprache (2. Hälfte 13. Jh.)

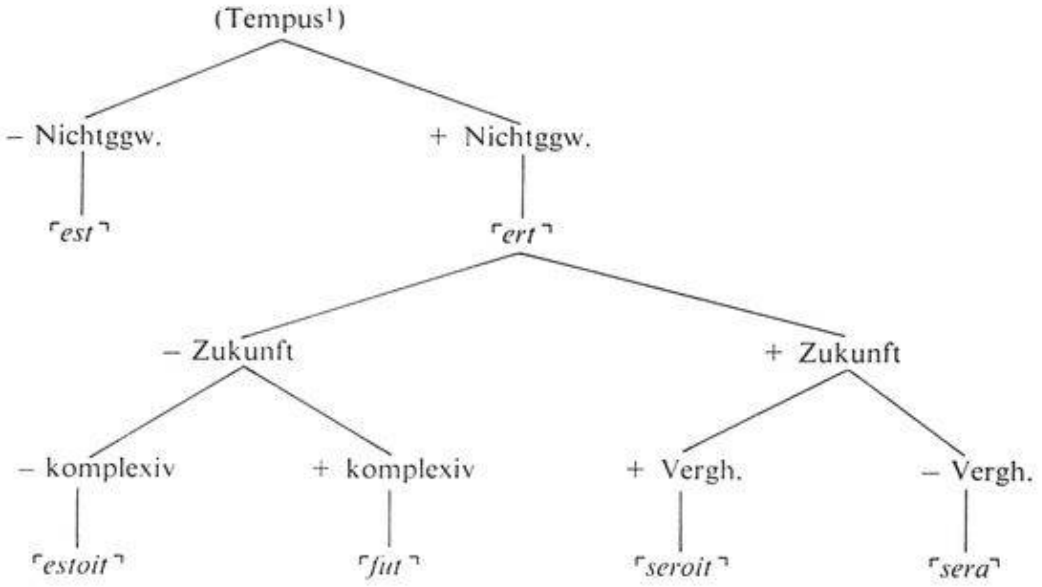
hinaus gehalten haben, dürfte weitgehend stilistisch begründet sein: die «alten» Formen haben im Sg. eine Silbe weniger als ihre Konkurrenzformen und bieten so oft eine einfache Möglichkeit, um dem Versmaß zu genügen; von ihrer unterschiedlichen Lautgestalt her bieten sie oft die Möglichkeit, Reimprobleme zu lösen; als Archaismen verleihen sie Verstexten oft die gewünschte Färbung; und überdies erlaubt es das Nebeneinander von «alten» und «neuen» Formen oft, dem Stilprinzip der Variatio zu huldigen. Daß die Nachkommen der lat. synthetischen Formen gleichwohl untergegangen sind, hat nach Offord verschiedene Gründe: *ert* etc. ist sowohl vom Stamm wie von den Endungen her im Paradigma isoliert; das Paradigma ist defektiv (5. Pers.!); Fut. und Impf. sind homonym, und diese Homonymie läßt sich nicht immer aufgrund des Kontextes auflösen; überdies gibt es von allem Anfang an bei der 1. und 3. Person Homonymieerscheinungen (*ere/iere*, die auch in der 3. Pers. als Nebenformen zu *ert/iert* vorkommen), und im Laufe des Afr. dehnt sich dieser Synkretismus (vor konsonantischem Anlaut) ja auch noch auf die 2. und 6. Person aus. Alle diese Faktoren mögen ihre Rolle gespielt haben, und doch scheint mir Offord den entscheidenden Faktor zu vernachlässigen – und dieser ist struktureller Natur. Geht man nämlich von den normalen Verbparadigmen aus, so scheint im klassischen Afr. (nach dem Verlust des alten synthetischen Plq. perf.) folgendes System für den Indikativ zu gelten[7]:



Wenn man nun *ert/iert* etc. in ihrer imperfektischen und futurischen Funktion nicht einfach als Homonyme betrachtet, sondern aufgrund der vollkommenen Identität der beiden Paradigmen – und dies ist strukturell gesehen die einzig annehmbare Lösung – schließt, die beiden Funktionen seien auf Systemebene gar nicht geschieden, sieht man sich gezwungen, einen ersten Oppositionsschnitt vom Typus +/– Nichtgegenwart[8] anzusetzen, woraus sich dann das folgende System ergeben könnte:

[7] Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Modus und Tempus*, Tübingen 1976, p. 93.

[8] Wir sehen uns zu dieser ungewöhnlichen Definition gezwungen, weil das Präsens (– Nichtggw.) als nicht markierter Oppositionsterm fungiert.



Ert fungiert in diesem System eindeutig als Neutralisationsform der Opposition +/– Zukunft. Da diese Struktur nun von derjenigen aller übrigen Verben abweicht, da das System überdies in extremer Weise asymmetrisch und von geringerer Kohärenz (cf. die 3. Oppositionsstufe) ist, muß wohl auf ein Bedürfnis zur Angleichung an den Normalfall geschlossen werden. Wir halten diesen Aspekt für den entscheidenden, leugnen aber eine Art «Stützfunktion» der von Offord herausgestellten Faktoren keineswegs.

10. Hans-Erich Keller, *La Chanson de Roland: Poème de propagande pour le royaume capétien du milieu du XII^e siècle* (p. 229–241). Nach Keller erlauben Kriterien wie: Entstehung der Handschrift O; mittelhochdeutscher Roland von Konrad; ikonographische Zeugnisse; Schlacht von Zalaca usw. nur eine sehr approximative Datierung der Entstehungszeit des Oxforder Roland: diese Version müßte dann zwischen 1086 und 1170 entstanden sein. Damit will er sich aber nicht zufrieden geben. Ausgehend von der Annahme, das Rolandslied in der Oxforder Version zerfalle in zwei Hauptteile, wobei die Baligant-Episode den Anfang des zweiten Teiles bilden würde und nicht als nachträgliche Beifügung, sondern als unabdingbarer Bestandteil des Gesamtwerkes angesehen wird, untersucht er eine Reihe von inhaltlichen Elementen des 2. Teiles und versucht ihren historischen Hintergrund aufzuzeigen: Die *orieflamme* wäre das alte Banner der Comtes du Vexin, das am 11. Juni 1147 vom Papst Eugen III. in einer feierlichen Zeremonie in Saint Denis Ludwig VII. auf den zweiten Kreuzzug mitgegeben wurde, ein Ereignis, auf das in den Versen 3093–95 angespielt würde; der Name von Saint Denis würde immer an Schlüsselstellen auftauchen, ein Reflex der Tatsache, daß die Abtei unter Suger für Ludwig VII. zu entscheidender Bedeutung gelangte; die Hauptstützen Sugers bei der Niederwerfung der Erhebung gegen die Kapetinger während dem 2. Kreuzzug, Geoffroi de Plantagenet de Normandie und Thierry d'Alsace et de Flandres, würden in verdeckter Form im 2. Teil der Version O erwähnt, ebenso wie der Mitregent Sugers während der Abwesenheit Ludwigs, Raoul de Vermandois (Rabel; Guineman = Guireman < VIROMANDENSIS); Baligant wäre historisch mit Yahya Ben Ali Ghâniya zu identifizieren, der 1134 die Aragonesen besiegte; Pinabel ('beau comme un pin') wird als *courtois* bezeichnet, wobei diese Charakteristik auch Eigenschaften wie 'poli', 'sociable', 'sage' und 'beauté physique' einschließt – eine Bedeutungsausweitung, die erst nach 1150 unter provenzalischem Einfluß üblich geworden wäre; die Zentralisierungstendenzen und

die Betonung der Loyalitätspflicht gegenüber dem König wären Reflexe der Politik von Suger und Ludwig VII.; die Niederlage der Nachhut bei Roncevaux würde für die Niederlage Ludwig VII. in Anatolien stehen; der Karlskult wäre ein Reflex der Propagandapolitik von Saint Denis im 12. Jh. All dies führt Keller dazu, zwar die Existenz eines Ur-Roland, der den Verrat Ganelons, die Niederlage bei Roncevaux und die Rache Karls umfaßt hätte, zuzugeben, gleichzeitig aber anzunehmen, diese Version sei um 1150 in der Umgebung von Saint Denis neu bearbeitet und durch den zweiten Teil ergänzt worden. Die zweimalige Erwähnung von Henri II Plantagenet und die sonst nirgends bezeugte Konversionsepisode von Bramimonde (auf den Namen Julienne getauft, eine Heilige, deren Kult vor allem in England verbreitet war) würden ferner beweisen, daß dieser Text im anglonormannischen Raum nochmals einer leichten Bearbeitung unterzogen wurde. Die Oxforder Version müßte deshalb gegen 1170 angesetzt werden.

11. Annie Elsass, *Nouvelle contribution à l'édition des œuvres de Jean Chapelon, poète dialectal de Saint-Etienne (1647–1694): Autour d'une croix* (p. 243–69). Die Verfasserin gibt einen detaillierten Überblick über die Geschichte des Kreuzes auf dem Marktplatz (*Pré de la Foire*) von Saint-Etienne. Jean Chapelon spielt in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle, da er 1688 ein Gedicht von 138 Versen geschrieben hat, in dem er zur Erneuerung des zerfallenden Kreuzes aus dem Jahre 1595 auffordert. Dieser Text, mit dem Titel *Remontrancy de Messire Jean Chapelon à Messieurs lous Echevins et Habitants de la Vialla de Santetiève*, wird von der Verfasserin nach dem einzigen Manuskript (Diana) publiziert; die Drucke von Chauve werden für die Erstellung des Variantenapparats herangezogen. Dem Text ist eine französische Übersetzung beigegeben.

12. Yves Le Hir, *Analyse stylistique: Chateaubriand, Une nuit dans l'église de Westminster (Mémoires d'Outre-Tombe X/15)* (p. 271–75). Le Hir untersucht im erwähnten Text von Chateaubriand die stilistische Funktion der Tempora, der Antithesen, Epitheta, Parataxe, Anglizismen, Archaismen, Abstrakta, Konkreta, Metaphern usw. Sie wären immer als Merkmale der verschiedenen Schichten von Chateaubriands Gedankenwelt zu betrachten.

13. Georges Kleiber, *Adjectifs antonymes: Comparaison implicite et comparaison explicite* (p. 277–325). In einer hervorragenden, vor allem logisch orientierten Untersuchung versucht Kleiber, zu einer adäquaten Beschreibung der antonymischen Adjektive zu gelangen, gesteht aber gleichzeitig ein, daß beim gegenwärtigen Forschungsstand noch zahlreiche Fragen offen bleiben müssen (p. 324/25). Die Arbeit zerfällt in zwei Teile: die Darstellung der impliziten und diejenige der expliziten Komparation. Im ersten Teil wird vorerst einmal die Antonymie (*grand* /v/ *petit*) gegenüber der Komplementarität (*marié* /v/ *célibataire*) abgegrenzt: während im ersten Fall eine Relation $p \Rightarrow \text{-}q$ vorliegt, haben wir im zweiten Fall eine Relation $p \equiv \text{-}q$ (d.h.: die zweite Relation ist umkehrbar, nicht aber die erste). Daß diese Gegebenheiten sich auch sprachlich niederschlagen, wird von Kleiber aufgrund von operationalen Testverfahren wie Negation + Koordination, Gradation, Einfügen von *plutôt*, Komparation usw. nachgewiesen (p. 279/80). In der anschließenden Untersuchung der antonymischen Adj. wird zuerst einmal gezeigt, daß diese immer einen Vergleich mit einer impliziten Norm (Erfahrungsnorm) voraussetzen und in bezug auf diese als (+Pol) bzw. (–Pol) [=Polarität] klassiert werden können. Die Zuweisung der Merkmale ist dabei keineswegs arbiträr: (+Pol) ist immer kombinierbar mit *peu*, einer numerischen Quantifikation usw., während (–Pol) diese Möglichkeit nicht hat; (+Pol) hat deshalb als nicht markierter Oppositionsterm zu gelten[9],

[9] Wenig befriedigend ist in diesem Fall, daß der nicht markierte Term mit Hilfe des Zeichens + beschrieben wird; hier wäre eine Umformulierung angezeigt dergestalt, daß der nicht markierte Term mit – oder Ø indiziert erscheint (z.B. '±normunterschreitend' o.ä.).

kann doch nur für ihn die implizite Erfahrungsnorm außer Kraft gesetzt und damit eine Gültigkeit für den gesamten Gradationsbereich erzielt werden. – Die Festsetzung der impliziten Norm kann nun entweder objektiv, d.h. objektgegeben (+obj.; z.B. *grand – petit*) oder subjektiv, d.h. sprecherabhängig (– obj.; z.B. *joli – laid*) sein; bei (– obj.) wird die Norm von der objektiven Mitte der Gradationsskala aufgrund des Sprecherurteils wegverschoben. Aufgrund einer Reihe von linguistischen Testverfahren zeigt Kleiber, daß (+obj.) identisch ist mit '+ meßbar', wogegen sich die durch (– obj.) charakterisierten Adj. jeder exakten Messung entziehen: die Wertung beruht in diesem Fall nicht auf den 5 Sinnen, sondern auf geistigen, moralischen, psychologischen usw. Kategorien. – Will man nun den Semantismus der verschiedenen antonymischen Adjektivtypen (± Pol; ± obj.) beschreiben, so muß man folgenden Aspekten Rechnung tragen: 1. der impliziten Komparation; 2. dem Normunterschied zwischen (+obj.) und (–obj.); 3. der antonymischen Beziehung als solcher. Aufgrund der Diskussion verschiedener Beschreibungsansätze (Seuren, Doherty, Wunderlich, Ducrot) kann Kleiber in diesem Zusammenhang zeigen, daß man die meisten Probleme in den Griff bekommt, wenn man bei (– obj.) die Norm (N) als Büschel von Faktoren betrachtet: der (mögliche) Unterschied zwischen (1) *Pierre est intelligent* und (2) *Pierre n'est pas bête* erklärt sich dann daraus, daß bei (1; +Pol, – obj.) allen Kriterien, bei (2; Neg., –Pol, – obj.) dagegen nur mindestens einem Genüge getan sein muß. – Auf eindrückliche Weise wird auch das Verhalten der antonymischen Adjektive bei expliziter Komparation analysiert (p. 301 ss.).

14. Michel Launay, *A propos du mot et de la phrase. Réflexions sur les rapports entre sémantique générative et grammaire systématique* (p. 327–70). Es hat in den letzten Jahren an Bestrebungen nicht gefehlt, die generative Transformationsgrammatik und den Guillaumismus als verwandt zu betrachten und in eine übergreifende Theorie zu integrieren; Launay legt einen neuen Versuch dieser Art vor. Ausgehend von einer kritischen Betrachtung von Fillmores Ansatz analysiert Launay zuerst einmal die beiden Dichotomien *Kompetenz – Performanz* und *langue – discours*. Daß es sich hierbei nicht nur um verschiedene Etiketten für je gleiche Sachverhalte handelt, dürfte inzwischen bekannt sein; gleichwohl können wir Launay nicht folgen, wenn er in der Kompetenz nur die Anwendungsregeln für die *langue* sieht und diese zusammen mit der Performanz dem *discours* zuweist. Ich habe kürzlich gezeigt, daß die Kompetenz sowohl das System wie auch die allgemeine Sprachfähigkeit umfaßt[10] – wobei die TG (im Gegensatz zu Launays Darstellung) dem System nicht nur die Anwendungsregeln, sondern auch das Inventar der sprachlichen Einheiten zuweist. Launays Fehlschluß beruht zweifellos darauf, daß er einerseits zu sehr auf der Genese, der Entstehung der Systemeinheiten insistiert und überdies annimmt, die Kenntnis dieser Phänomene finde sich nicht nur beim Linguisten, sondern auch beim naiven Sprecher, und andererseits – als Guillaumist – im System nur das Wort, aber keine diesem übergeordnete Hierarchieebenen kennt[11]. Beide Annahmen dürften gleichermaßen inadäquat sein. Die Kenntnis der Genese sprachlicher Einheiten ist eine solche des Linguisten, nicht des naiven Sprechers: obwohl dieser letztlich für die Sprachveränderungen verantwortlich ist, entziehen sie sich der Bewußtwerdung, da sie in der Regel in minimalsten Schritten erfolgen und sich über sehr große Zeiträume erstrecken. Was die *langue* angeht, so darf sie nicht auf ein Inventar von Wörtern reduziert werden: nur wenn man sowohl oberhalb als auch unterhalb des Wortes weitere systemrelevante Hierarchieebenen ansetzt, kann man zu einer befriedigenden Darstellung der

[10] Cf. WUNDERLI, *Saussure und die Kreativität*, *VRom. 33* (1974), 1–31; vgl. auch E. COSERIU, *Systema, norma y habla*, in: *Teoría del lenguaje y lingüística general*, Madrid ²1967, p. 47 ss.

[11] Cf. WUNDERLI, *Zur Stellung der Syntax bei Saussure*, *ZRPh. 88* (1972), 483–506 und WUNDERLI-BENTHIN-KARASCH, *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1978, Kap. 5.2.

Sprachmechanismen kommen. Dies ist auch Launay nicht entgangen, setzt er doch p. 366 eine *proposition* bzw. *phrase en puissance* an, projiziert diese dann aber wieder auf die Wortklasse Verb (bzw. deren Einheiten) zurück. – Überzeugender ist das zweite Kapitel der Studie, in dem Launay die Tiefenstruktur und die Oberflächenstruktur in der generativen Semantik näher analysiert. Er stellt dabei fest, daß man sich immer eindeutiger im *discours* befinde, je mehr man «in die Tiefe gehe». Dies erklärt sich daraus, daß nur die Oberflächenstruktur sprachlich wirklich realisiert und dabei durch die *langue* geprägt ist; die Tiefenstruktur dagegen stellt eine nicht durch die *langue* geformte, wie auch immer geartete Beschreibung der Inhaltssubstanz dar. Der Übergang TS → OS stellt somit den Ersatz einer nicht-sprachlichen durch eine sprachliche Struktur dar. Allerdings wird die Abstraktion bei den Generativisten oft nicht genügend weit vorangetrieben, da ihre TS sehr oft noch (einzel)sprachlich vorgeprägt bleibt. – Im dritten Kapitel will der Verfasser dann die Zusammenhänge zwischen der *Ideogenese des Wortes* (Guillaume; *langue*) und der Tiefenstruktur (TG; *discours*) aufzeigen. Nach Launay fände zuerst die Genese eines partikulären Inhalts statt, der dann «verwortet» und anschließend in den Satz integriert würde. In diesem Punkt weicht er vom orthodoxen Guillaumismus ab[12]: das Wort ist für ihn nicht mehr ein Ausgangspunkt für, sondern vielmehr ein Durchgangspunkt zum Satz, ja sogar eine Art Endpunkt, wird doch die Satzstruktur in seiner Sicht durch das Wort bestimmt (p. 360/61). Hier erhebt sich zuerst einmal die Frage nach der Definition von Wort und Satz. Ist der Satz wirklich die Kommunikationseinheit, wie Launay dies annimmt, oder kommt diese Rolle nicht viel eher dem Text zu? Ist der Satz nicht vielmehr die Aktivierungs- bzw. (autonome) Modalisierungseinheit? Und schließlich: darf man überhaupt Wort- und Satzgenese einfach hintereinander schalten? Verlaufen sie nicht parallel, sind sie nicht vielmehr interdependent? Selbst wenn ich versuche, innerhalb von Guillaumes «dynamischer» Sprachkonzeption zu bleiben, erheben sich Fragen über Fragen!

Peter Wunderli

★

Travaux de linguistique et de littérature publiés par le Centre de philologie et de littératures romanes de l'Université de Strasbourg *15/1* (1977), 386 p.

Der Halbband 15/1 der *TraLiLi.* enthält insgesamt 30 Artikel, von denen die ersten 21 die Akten des vom 18.–20. November 1976 in Dijon abgehaltenen Kolloquiums über das Regionalfranzösische darstellen. Diese Kolloquiumsbeiträge sind auch gesondert als Band 20 der *Actes et Colloques* erschienen und werden von Jakob Wüest in diesem Band der *VRom.* besprochen[1]. Ich beschränke mich deshalb auf eine Präsentation der letzten neun Aufsätze:

22. J.-C. Dinguirard, *Aux origines du gascon* (p. 243/44). Nach dem Verfasser finden sich in der Epitome 2 des Vergil von Toulouse (6. Jh. n. Chr.) die ersten Hinweise auf eine aspirierte Aussprache der stimmlosen Okklusive in Anlautstellung und auf die Realisierung von *f-* als *h-*; dies würde eine Vordatierung der letzten Erscheinung um rund 400 Jahre bedeuten.

23. G. Roques, *Fantaisie maritime* (p. 245–53). Es ist bekannt, daß *Athis et Prophilias* eine Fundgrube für den Lexikologen darstellt. Roques diskutiert hier die vv. 13939–56

[12] Cf. WUNDERLI, *Zur Saussure-Rezeption bei Gustave Guillaume und in seiner Nachfolge, HL 1* (1978), 27–66.

[1] Cf. p. 330–32.

(Ed. Hilka), die die Beschreibung der Vorbereitungen für eine Schiffsreise enthalten. Von den 9 Schiffsbezeichnungen im Text sind 3 lateinischen Ursprungs (*nes*, *chaz* [neuer Etymologievorschlag von Roques: CAPSUS], *ussiez*), 3 stammen aus dem Mittelmeerraum (*dromonz*, *galié*, u.U. *barge*) und 3 dürften nordischer Herkunft sein (*buce*, *esneque*, *esquippe*). Die Belege werden nacheinander hinsichtlich Textbedeutung und Etymologie diskutiert und anschließend weitere Belege, v.a. für die seit dem Rolandslied stereotypisierte Trias *dromont – barge – nef* (z.T. mit Erweiterungen der Reihung) beigebracht.

24. G. Merk, *Encore afr. espison* (p. 255–66). Merk hatte sich schon im letzten Band der *TraLiLi.* mit afr. *espison* 'gage, promesse' beschäftigt[2] und nimmt nun dieses Thema wieder auf, da neben dem bisher einzigen Beleg ein weiterer aufgetaucht zu sein scheint (Gdf., *Dict.* III, 534c). Er findet sich in einer Interpolation («Gadifer Version») im *Roman de toute chevalerie* von Th. v. Kent, wird aber von Gdf. zu *espison* 'action d'épier' gestellt. In einem ersten Teil geht Merk der Frage nach dem Autor dieser Interpolation nach: es läßt sich nicht ausschließen, daß sie auf Albéric de Pisançon zurückgeht und über das Poitou in eine Reihe von Werken der afr. Literatur eingedrungen ist. Im zweiten Teil des Aufsatzes versucht Merk dann – mit gutem Erfolg – nachzuweisen, daß die Einordnung dieses Belegs bei Gdf. falsch ist und daß er zu *espison* 'gage, promesse' zu stellen ist. Diese Bedeutung scheint allerdings nicht französisch zu sein, sondern aus dem okzitanisch-poitevinischen Raum zu stammen. Dies hat weiter nichts Überraschendes an sich, wenn man in Rechnung stellt, daß der Beleg im *Roman de toute chevalerie* im Reim steht, seltene und fremde Wörter sowie Hapaxformen v.a im Reim auftreten und beide Texte, die *espison* kennen, auch zahlreiche andere provenzalische bzw. poitevinische Elemente enthalten.

25. G. Moignet, *Ancien français «si/se»* (p. 267–89). Wie schon früher für *non/ne*, *quoi/que*, *moi/me* usw. versucht Moignet in diesem Aufsatz nachzuweisen, daß es sich bei afr. *se* und *si* (und ihren verschiedenen Verwendungen) um ein einziges Wort handle, dessen verschiedene Verwendungen und Formen mit Hilfe von Guillaumes Begriffen der Ideogenese und Subduktion erklärt werden können[3]. Als Korpus dienen die ersten 3676 Verse von Chrétiens *Perceval* in der Kopie von Guiot. – Vollständige Ideogenese läge nur bei *si* Adv. vor, das sich auf ein Vollverb bezieht oder als Antezedens für einen ganzen (Teil-)Satz fungiert ('ainsi'); die «Vollwertigkeit» hätte allerdings auch in diesem Fall nur relativen Charakter, da *si* so etwas wie ein Proadverb ist, dessen eigentlicher semantischer Wert sich aus Situation und Kontext ergibt («subduction externe ésotérique»). In allen übrigen Fällen hätten wir eine vorzeitige Unterbrechung der Ideogenese, die je nachdem mehr oder weniger weit vom Endpunkt (*x*) entfernt liegt. Am nächsten käme man diesem noch bei *si* + *faire* (*si faz* etc.; *x-1*): *faire* ist hier Proverb, dessen semantisches Vakuum durch die Pro-Leistung von *si* aufgefüllt werden muß. Auf der Stufe *x-2* wäre ein sich auf ein Adj. oder Adv. beziehendes *si* anzusiedeln; es liegt in diesem Fall ein Gradadverb vor, wobei 'Grad' von Moignet als höhere Abstraktionsstufe von 'Art und Weise' interpretiert wird. Mit der nächsten Subduktionsstufe (*x-3*) kommen wir nun in den Grenzbereich, in dem *si* und *se* miteinander in Konkurrenz stehen. Auf dieser Stufe siedelt Moignet *si (se)* in der Verwendung als Einleitungspartikel eines unabhängigen Satzes an. *Si (se)* wäre hier eine Art Satzadv. (oder *adv. du dire*) mit einem sehr vagen semantischen Gehalt (in etwa die gemeinsamen Elemente von *ainsi/alors/dans ces conditions)*, das aber gleichwohl noch die Inversion auslöst. Erstaunlicherweise (und irgendwie inkonsequent) interpretiert nun Moignet das relativ seltene Auftreten von *se*

[2] Cf. G. MERK, *Afr. esp(o)ison est-il bien un mot français?*, *TraLiLi. 14/1* (1976), 119–27.

[3] Einen ähnlichen Versuch hat auch schon ANDREAS BLINKENBERG in einem auf dem 12. Romanistenkongreß in Bukarest (1968) gehaltenen Vortrag gewagt.

in dieser Funktion nicht im Rahmen der guillaumistischen Theorie, sondern vielmehr als rein phonetische Akzidentien. Den Übergang zur Stufe *x-4* bilden nun die Wunschformeln *(Si m'aist Dex!/se Dex m'aist!)*. Bei Verwendung von *si* (+Inv.) müßten diese Fälle zur Stufe *x-3* gestellt werden; bei Verwendung von *se* (–Inv.) dagegen würde eine entscheidende Schwelle überschritten, die auch ausdrucksseitig markiert wird: *se* wäre kein Adv. mehr, sondern ein (Satz-) Nominalisator (Translativ), d.h. es hätte auch seine «Wortklassenautonomie» verloren. Auf der Stufe *x-5* schließlich siedelt Moignet – nicht ohne sich zu fragen, ob nicht eine weitere Auffächerung angezeigt sei – *se* zur Markierung einer Complétive, einer indirekten Frage und der Protasis eines Bedingungskomplexes an. Der Gehalt gegenüber *x-4* wäre nochmals reduziert, da *se* jetzt einen abhängigen Satz einleitet; gleichwohl wäre es immer noch Nominalisator. – Selbst wenn man die guillaumistischen Prämissen einmal akzeptiert, vermag die Arbeit nicht voll zu befriedigen; dies liegt v.a. an der Behandlung des Konkurrenzbereichs von *se/si* und insbesondere am Rekurs auf phonetische Argumente auf der Stufe *x-3*. Hier ist sicher das letzte Wort noch nicht gesprochen. Vielleicht läßt sich das Problem dahingehend lösen, daß man (wie bei den Optativkonstruktionen) generell eine Konkurrenz von Adverb (*si*) und Nominalisator (*se*) annimmt.

26. Annie Elsaß, *Une requête de 1689 en dialecte de Saint-Etienne (Contribution à l'édition de Jean Chapelon)* (p. 291–315). Die Verfasserin nimmt hier ihre Arbeiten über Jean Chapelon, Dialektdichter aus Saint-Etienne, wieder auf[4] und publiziert die *Requêta aux ratteurs de la Charita par se faire déchargie de sa taxa de dix francs*. Die Arbeit beginnt mit einer Skizze der Armenbetreuung in St.-Etienne vom 11.–17. Jahrhundert, wobei v.a. der Entwicklung im 17. Jahrhundert besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Im Rahmen der verschiedenen Erneuerungen und Erweiterungen der *Charité* soll sich Chapelon mit anderen Priestern 1682 dazu überreden haben lassen, eine Spendenverpflichtung von jährlich 10 Franken einzugehen. Pest, Wirtschaftskrise und persönliches Mißgeschick führten aber dazu, daß sich Chapelon 1689 nicht mehr in der Lage sah, seiner Verpflichtung nachzukommen. Aus diesem Grunde richtet er ein teils flehendes, teils drohendes Bittgedicht an die Leiter der Charité und ersucht sie, ihn aus seinem leichtsinnig gegebenen Versprechen zu entlassen. – Die Herausgeberin gibt p. 297 eine kurze Inhaltsanalyse des Textes. P. 298–307 folgt dann das 176 Verse umfassende Gedicht (mit frz. Übersetzung), und p. 308–15 werden einzelne Stellen, Themen, Lexien, Konstruktionen usw. umsichtig kommentiert.

27. G. Kleiber, *Sur le statut semantico-logique du verbe 'exister'* (p. 317–36). In dieser hervorragend durchgeführten Studie geht Kleiber der alten philosophischen Streitfrage nach, ob das Verb *exister* als Prädikat oder als Existenzquantor behandelt werden müsse. Es wird zuerst die Auffassung von Russel dargestellt, der die zweite Interpretation aufgrund von Fällen wie *Pégase n'existe pas* bevorzugt und dann gezeigt, daß Strawsons Einwände in Bezug auf die «referenzlosen» Elemente nicht stichhaltig, seine Theorie des «3. Wahrheitswerts» (Unentscheidbarkeit hinsichtlich '± wahr') nicht haltbar ist. Gleichwohl sind mit Russels Lösungsvorschlag noch lange nicht alle Probleme eliminiert. Dies beruht darauf, daß in natürlichen Sprachen die Referenz aller Nomina präsupponiert wird, wodurch alle existentiellen Propositionen tautologisch würden – es sei denn, sie bezögen sich auf eine spezifische Existenzart oder eine zeitliche Begrenzung der Existenz. Dies ist gerade bei Fällen wie *Socrate existe* (EN + *exister*) der Fall – wobei *exister* allerdings nicht mehr Existenzquantor, sondern Prädikat ist. D.h.: in einer natürlichen Sprache kann *exister* je nachdem Prädikat oder Existenzquantor sein. Zwischen natürlichen Sprachen und Logik besteht somit ein nicht zu überbrückender Unterschied, und dieser Unterschied wird weiter anhand der elementaren

[4] Cf. *TraLiLi. 12/1* (1974), 367–84 und *14/1* (1976), 243–69.

und komplexen Nomina illustriert. Es zeigt sich dabei, daß es einerseits in natürlichen Sprachen keine bedeutungsleeren Variablen gibt und daß andererseits nur einfache Nomina direkt eine Referenzklasse präsupponieren.

28. M. Riegel, *La représentation sémantique de «sans que»* (p. 337–59). Ebenso wie die Studie von Kleiber, so ist auch diejenige von Riegel stark logisch orientiert – auch hier haben wir aber keinen radikalen, sondern einen «aufgeklärten» Logizismus, der die Unterschiede zwischen formaler und natürlicher Sprache nicht zu verschleiern versucht, sondern sie vielmehr deutlich herausarbeitet. – Riegel geht von den traditionellen Analysen von *sans que* aus, die sich zwar darin einig sind, daß mit dieser Konjunktion eine «subordonnée circonstancielle» eingeleitet wird, die sich aber hinsichtlich der Zuweisung des semantischen Wertes (kausal, konsekutiv, modal, oppositiv, konzessiv) widersprechen. Wie die nachfolgende Analyse zeigt, ist keine dieser Etiketten vollkommen zutreffend oder vollkommen falsch. Riegel stellt zuerst die Gebrauchsbedingungen von *sans que* dar: es markiert eine Beziehung zwischen zwei Propositionen *(A sans B)*; bei Subjektsidentität tritt als syntaktische Variante *sans* + Inf. auf; der *sans que*-Satz hat den Charakter einer Angabe, d. h. er kann ohne Beeinflussung der Akzeptabilität getilgt werden; die totale (nexuelle) Negation betrifft zwar (syntaktisch gesehen) den Komplex *A sans B* als Ganzes, in semantischer Hinsicht betrifft sie aber *sans B* und verwandelt dessen Negation in eine Assertion. In einem zweiten Hauptteil wird dann die logische Analyse des Semantismus von *sans que* erarbeitet. *Sans B* drückt nach Riegel die Negation einer Implikation durch den Vordersatz aus; formal: $\dashv [A \wedge \sim (A \Rightarrow B)]$ 'gleichzeitige Assertion von A und der Nichtimplikation von B durch A); bei Negation bekämen wir $\dashv [A \wedge \sim\sim (A \Rightarrow B)]$ bzw. (aufgrund des Prinzips der doppelten Negation) $\dashv [A \wedge (A \Rightarrow B)]$, d.h. die Negation restituiert die Implikation. Im dritten Teil schließlich werden die einzelsprachlichen Besonderheiten des Semantismus von *sans que* herausgearbeitet. Riegel zeigt, daß die logische Analyse bzw. ihr Zutreffen die Akzeptabilität frz. Sätze noch nicht unbedingt garantiert und daß andererseits Sätze existieren, deren Inhalt keineswegs als allgemeingültig angesehen werden kann. Was den ersten Punkt angeht, so muß die Implikation für den Sprecher «natürlich», «konzipierbar» sein – ich kann also nicht beliebige Propositionen miteinander verbinden, v. a. nicht solche, die untereinander widersprüchlich sind. Andererseits gibt es Implikationen, die keineswegs von allen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft geteilt werden, sondern auf der persönlichen Erfahrung, der subjektiven Meinung usw. eines oder mehrerer Individuen beruhen. Riegel nennt diese Fälle pragmatische Implikationen; sie unterscheiden sich von den semantischen dadurch, daß sie nicht allgemein gültig sind ($\forall$ LOC), sondern nur für mindestens einen Sprecher annehmbar sein müssen ($\exists$ LOC).

29. R. Martin, *Essai d'une typologie des définitions verbales dans le dictionnaire de langue* (p. 361–78). Die Typologie der Wörterbuchdefinitionen, die Martin hier vorlegt, ist das erste Teilergebnis eines an der Universität Metz in Ausarbeitung befindlichen Computerprogramms, mit dessen Hilfe eine Merkmalbeschreibung des gesamten frz. Lexikons ermöglicht werden soll[5]. Für die vorliegende Untersuchung haben die im *Petit Robert* (1970) enthaltenen Verbdefinitionen als Korpus gedient. – In einem ersten Schritt unterscheidet Martin zwischen metasprachlichen und paraphrastischen Definitionen[6]. Als Paraphrase p eines Satzes q wird

[5] Die Merkmale werden von MARTIN als *Noeme* bezeichnet, gleichzeitig wird aber betont, daß sie einzelsprachlich gebunden seien. Wieso hier nicht von *Semen* gesprochen und von der üblichen Terminologie abgewichen wird, ist allerdings nirgends begründet.

[6] Die Termini *périphrase* und *paraphrase* werden in wenig befriedigender Weise als gleichwertig betrachtet. Cf. dagegen W. DIETRICH, *Der periphrastische Verbalaspekt in den romanischen Sprachen*, Tübingen 1973, p. 1, 8, 19.

eine Sequenz betrachtet, die unter gleichen Bedingungen die gleichen Wahrheitswerte erbringt; eine Definition △ von D ist paraphrastisch, wenn die beiden im gleichen Kontext ohne Beeinflussung des Wahrheitswertes kommutabel sind. Zu diesem Typus gehören alle Verbdefinitionen im *Petit Robert* bis auf eine einzige: nur diejenige von *venir* hat metasprachlichen Charakter, d.h. sie referiert nicht auf das Universum, sondern auf das Zeichen bzw. seinen Gebrauch. – Im folgenden wird dann versucht, die nicht metasprachlichen Definitionen weiter zu klassifizieren. Unter den paraphrastischen unterscheidet Martin zwischen hyperonymischen (*aguicher* '*provoquer par diverses agaceries*'; $D \Longleftrightarrow f(d)$), antonymischen (*céder* '*ne plus résister à la pression*'; $D \Longleftrightarrow \sim (f(d))$ und konjunktionellen (Intersektion von 2 hyperonymischen Definitionen; *voler* '*se soutenir et se déplacer dans l'air au moyen d'ailes*'; $D \Longleftrightarrow (f(d^1) \triangle f'(d^2))$). Nicht paraphrastischen, gleichzeitig aber auch nicht metasprachlichen Charakter haben synonymische (*éclore* '*naître*'; $D \Longleftrightarrow d$), antonymische (*mourir* '*cesser de vivre*'; $D \Longleftrightarrow \sim d$) und intersektionelle Definitionen (*circuler* '*aller et venir*'; $D \Longleftrightarrow d^1 \wedge d^2$). Es folgt dann eine Typologie der Definitionen und eine Statistik der Okkurrenzen im *Petit Robert* (Verbdefinitionen). – In einem weiteren Schritt versucht Martin dann nach den in den Paraphrasen auftretenden gram. Funktionen (*objet direct*, *objet indirect*, *compl. circonstanciel*, *compl. de comparaison*, *attribut*, «*locution*») zu differenzieren sowie die Valenzen von Definitum und Definiens zu vergleichen. Es zeigt sich dabei, daß zwar die Valenzstruktur des Definitums diejenige des Definiens beeinflußt, daß aber keineswegs beide immer zum gleichen Wertigkeitstyp gehören müssen. Die Arbeit schließt mit einem eindrücklichen Gesamtüberblick, der alle diskutierten Klassifikationskriterien berücksichtigt und die Frequenz aller 138 im *Petit Robert* belegten Typen gibt.

30. K. Baldinger, *Essai d'un modèle linguistique général* (p. 379–83). Baldinger versucht in einer kurzen Skizze ein Modell für die Klassifikation der verschiedenen linguistischen Disziplinen und Strömungen zu entwerfen. Seine Basis bilden Saussure, Hjelmslev, Heger und Bühler bzw. die Unterscheidungen Inhalt/Ausdruck, Synchronie/Diachronie (kombiniert mit den Begriffen historisch/ahistorisch, die den vorhandenen oder nicht vorhandenen Einbezug des Sprachbenutzers abdecken sollen), Zeichen/Figur, Semasiologie/Onomasiologie, einzelsprachlich/übereinzelsprachlich, die verschiedenen Ränge Hegers sowie die symbol-, symptom- und signalfunktionale Differenzierung Bühlers. Nicht eingebaut in dieses auf der 2. metasprachlichen Ebene liegende Modell wurden dagegen die Kategorie System/Norm/Σ-parole/Rede. Für die Klassifikation von zeichenlinguistischen Disziplinen (im weitesten Sinne) leistet dieses Modell zweifellos sehr gute Dienste; dagegen fällt es schwer, Strömungen wie Psycholinguistik, Pragmatik, Spracherwerbstheorie usw. sinnvoll unterzubringen. Mir scheint, das vorgelegte Modell sei erst ein Teilmodell und bedürfe unbedingt noch eines umfassenderen Überbaus.

Peter Wunderli

★

MARIO SALTARELLI – DIETER WANNER (eds.), *Diachronic Studies in Romance Linguistics*. Papers presented at the Conference on Diachronic Romance Linguistics, University of Illinois, April 1972. The Hague – Paris (Mouton) 1975, XI+244 p. (*Janua linguarum, Series practica 207*).

Die 16 Beiträge dieses Sammelbandes basieren auf Vorträgen des zweiten «Linguistic Symposium on Romance Languages», das unter der Bezeichnung «Conference on Diachro-

nic Romance Linguistics» thematisch spezifiziert wurde[1]. Die Beiträge bemühen sich ganz überwiegend um eine Anwendung des methodischen Apparats der generativen Grammatik auf traditionelle romanistische Fragestellungen.

In einem von den Herausgebern verantworteten Teil *Abstracts* (p. 1–10) werden die Hauptthesen der einzelnen Beiträge zusammengefaßt.

Die Ausgliederung der romanischen Sprachen behandelt Frederick B. Agard, *A New Look at Linguistic Split in Romance* (p. 11–21). Sein Ziel ist die Konstruktion eines Stammbaums nach phonologischen Kriterien, wobei er schärfer, als es bisher geschehen sei, zwischen «Sprache» und «Dialekt» unterscheiden möchte. Anhand einzelner Lautentwicklungen skizziert er in zumeist binären Schritten die Differenzierung der romanischen Sprachen, vom Lateinischen als Ausgangspunkt bis hin zum Portugiesischen als einem der Endpunkte. Stationen ausgehend vom Lateinischen sind hierbei: 1. Festland-Romanisch gegenüber Insel-Romanisch (Sardisch, Lukanisch), 2. Italo-West-R. gegenüber Ost-R. (Rumänisch), 3. Süd-R. gegenüber Nord-R. (Französisch, Rätoromanisch, norditalienische Dialekte), 4. Südwest-R. gegenüber Italo-R. (mittel- und süditalienische Dialekte), 5. West-Ibero-R. gegenüber Zentral-Ibero-R. (Spanisch), Ost-Ibero-R. (Katalanisch) und Süd-Gallo-R. (Okzitanisch), 6. Portugiesisch gegenüber Galizisch. Jede dieser Stationen wird als das Resultat einer zunächst nur «dialektalen» Differenzierung angesehen, an deren Ende eine Restrukturierung des zugrundeliegenden Phoneminventars der «Sprache» anzunehmen sei. Sobald zwei sich überkreuzende Verschmelzungen von Phonemen stattgefunden hätten, seien aus einer einzigen zwei verschiedene Sprachen geworden (p. 12). Aber es wird von Agard nicht ausführlich genug dargestellt, auf welche morphologischen Zusammenhänge er sich bei seiner Phonemanalyse bezieht. Wenn im «Insellateinischen» der Unterschied von langem und kurzem I in FILUM und PILUM aufgegeben wird, so daß schließlich ein einziges Phonem /*i*/ anzunehmen ist (p. 13), bis zu welchem Augenblick gibt es dann Argumente dafür, die gleiche phonetische Realisierung auf unterschiedliche zugrundeliegende Phoneme zurückzuführen? Ohne die von der Methode her erforderliche detailliertere Darstellung der phonologischen und zugleich morphologischen Entwicklung läßt sich das Argumentieren mit «synchronischen Regeln, die der Grammatik hinzugefügt werden» und «zugrundeliegenden Phonemen», die für eine Sprache ausreichen, nur schwer nachvollziehen.

Jean Casagrande, *Fossilization in French Syntax* (p. 23–35) stellt neben die diachronen «Versteinerungen» vom Typ *voici*, *voilà*, usw. einen Typ der synchronen, derivationellen «Versteinerungen», für die es keine historischen Vorstufen gebe. Dazu zählt er zum Beispiel die Konjunktion *si*, die aus semantischen Gründen als ein «welt-schaffendes Verb» einzustufen sei, da sie in bestimmten Kontexten mit *à supposer que*, *imagine que* oder *supposons que* kommutierbar sei (p. 23–24). Da sie aber zum Beispiel in *J'ai souvent imaginé* ... nicht als **J'ai souvent si* ... kommutierbar sei, sollte sie als «versteinertes» Verb gelten. Casagrande schließt mit einem «word of caution about this paper» (p. 35, N 8).

James Foley, *Latin Origin of Romance Rules* (p. 37–54) stellt die These auf, daß romanische Lautentwicklungen Wiederholungen von lateinischen Lautentwicklungen sind. So sei die Entwicklung $h \rightarrow \emptyset$ im Romanischen (lat. HABERE > fr. *avoir*) bereits im Lateinischen vorgekommen (NIHIL > NĪL, *NE-HEMO > NĒMO, usw.) (p. 38); ebenso wiederhole spanisch *uo* $\rightarrow$ *ue* (*puodo* > *puedo*) eine lateinische Entwicklung wie in VORTO > VERTO; usw. Die Annahme einer direkten Weiterwirkung lateinischer «Regeln» oder eines Wiederauflebens lateinischer «Regeln» (z. B. p. 54) ist allerdings dann problematisch, wenn man diese Regeln

[1] Die Beiträge des ersten Symposiums von 1971 wurden veröffentlicht als: JEAN CASAGRANDE – BOHDAN SACIUK (eds.), *Generative Studies in Romance Languages*, Rowley (Mass.) (Newbury House) 1972.

zugleich als Teil der «universellen», also für alle Sprachen allgemein gültigen Regeln ansieht (p. 37). Kann man, was per Definition in allen Sprachen vorkommen kann, noch als eine Wiederholung von einer bestimmten Sprache zur anderen nachweisen? Bemerkenswert ist gerade in diesem Beitrag der gegenüber den ersten Schriften der generativen Phonologie erweiterte und damit etwas unscharf gewordene Begriff der «Regel». «Regeln» beschreiben bei Foley Sprachveränderungen und entsprechen damit offenbar dem, was einst «Lautgesetz» oder «Lautentwicklung» genannt wurde, und was nach Chomsky/Halle (*The Sound Pattern of English*, 1968) oder Schane (*French Phonology and Morphology*, 1968) wohl eher «Hinzufügung von Regeln» oder «Veränderung, Restrukturierung von Regeln» genannt werden müßte.

Georgia M. Green, *Tracing the Source of a Lexical Gap* (p. 55–61) weist entgegen der Überschrift auf ein eher syntaktisches Phänomen hin, nämlich daß man im Französischen nicht **Il l'a épongée nette* oder **Nous l'avons peint rouge* sagen könne, wohl aber im Englischen *He sponged it clean* oder *We painted it red.* Dieser Unterschied wird auf morphologische Verschiedenheiten zwischen den germanischen und den romanischen Sprachen zurückgeführt.

In einem weit ausholenden Beitrag entwirft Daniel E. Gulstad, *Syntactico-Semantic Reconstruction in Romance. Problems and Progress* (p. 63–83) einige Formalisierungen von Passivsätzen im Romanischen und Lateinischen nach Art der generativen Semantik. Unter anderem geht sein Bemühen dahin, "to illustrate the close similarity in underlying syntactic structure between Latin and Romance" (p. 81).

Besonders klar durchgearbeitet und vom methodischen Ansatz her anregend ist der Beitrag von James W. Harris, *Diphthongization, Monophthongization, Metaphony Revisited* (p. 85–97), der sich mit der Lautentwicklung der altspanischen *-ir*-Verben und ihrer Darstellung durch Malkiel (*L 42* [1966]) auseinandersetzt. Als wesentlich für die Entstehung der Alternanzen der Stammvokale werden drei Punkte behandelt: (1) Metaphonie. Aus dem Unterschied der zweiten Person Singular *mojas* und *mullas*, die beide auf lautgleiches lateinisches MŎLLIĀS zurückgeführt werden, folgert Harris, daß nicht rein phonetische, sondern morphologisch an die Flexionsklassen von lat. MOLLIARE und MOLLIRE gebundene Entwicklungen stattgefunden haben, nämlich bei MULLAS eine für die Flexionsklasse spezifische "Third Conjugation Metaphony". Allerdings werden dann, abweichend von der p. 88 gegebenen Darstellung, auf p. 89 bereits für lat. MŎLLIĀS bzw. MŎLLĪĀS die Ausgangsformen mit verschiedener Quantität des -I- angegeben, einmal als unspezifiziert und einmal als lang. Sollte dann doch eine rein phonetische Ableitung möglich sein? (2) Dissimilation. Für das Auftreten palatalisierter Stammvokale im Paradigma der Verbflexion, wo diese nicht durch die Umgebung bedingt sein können, setzt Harris für eine erste Sprechergeneration neben der «phonetischen Metaphonie» eine Regel der «analogischen Metaphonie» an, die in der betonten Silbe wirkt, und zwar in der 2. 3. Sg. 3. Pl., also *mides, mide, miden* analog *mido*. Für eine nachfolgende Sprechergeneration wird eine Restrukturierung des synchronischen Regelapparats angenommen, indem nun an die Stelle der zwei Regeln für phonetische und analogische Metaphonie eine allgemeinere Regel der Drittkonjugationsmetaphonie tritt. Für die Formen *medimos* und *medides* ist nun allerdings eine Ausnahmeregel erforderlich, die als Dissimilationsregel formuliert werden soll. (3) Diphthonge und Monophthonge. Das monophthonge Resultat *sirve* wird entgegen Malkiel nicht durch Lautwandel aus der diphthongen Form *sierve* hergeleitet, sondern einfach als Verallgemeinerung der bereits vorhandenen und primär zentralen kastilischen Variante angesehen.

Henry Kahane, *The Etymologist as a Transformationalist* (p. 99–106) stellt in einem weit gespannten Bogen eine Beziehung zwischen Etymologie und Transformationsgrammatik her. Beide gingen von der Oberfläche zu den tiefen Strukturen (p. 99).

Jurgen Klausenburger, *Latin Vocalic Quantity to Quality: A Pseudo-Problem?* (p. 107–117) referiert zunächst die Analyse des Übergangs vom lateinischen zum romanischen Vokalismus bei Haudricourt/Juilland, Weinrich, Straka und Spence. Das Problem des Übergangs von Quantität zu Qualität der Vokale erweist sich als «non-problem», wenn man bereits für das Lateinische statt der «Quantität» der einzelnen Vokale ein phonologisches Merkmal « ± gespannt» annimmt, das sich phonetisch als Länge oder Kürze und zugleich als geringerer oder größerer Öffnungsgrad manifestiert, entsprechend den Verhältnissen im heutigen Englischen oder Deutschen. Eine Qualität von Vokalen vermutet Klausenburger schon aufgrund frühlateinischer Belege und aufgrund eines Vergleichs des alten Lateinischen mit den zeitgenössischen italischen Dialekten.

Robin Lakoff, *Contextual Change and Historical Change: The Translator as Time Machine* (p. 119–134) vergleicht verschiedene Übersetzungen von Vergils Äneis ins Englische und weist hierbei auf den neben der sprachlichen Verschiedenheit vorhandenen kulturellen «contextual change» besonders hin.

J. Peter Maher, *The Situational Motivation of Syntax and the Syntactic Motivation of Polysemy and Semantic Change: Spanish-Italian «bravo» etc.* (p. 135–151) plädiert für die Etymologie PRAUUS, indem er die Analyse der Bedeutung des Etymons in lateinischen Kontexten neu aufrollt. Entgegen Meyer-Lübke: «... nirgends liegt der Sinn des Ungezähmten vor ...» (p. 136) kommt er durch eine Neuinterpretation lateinischer Stellen zur Schlußfolgerung, daß " 'der Sinn des Ungezähmten' is historically the fundamental meaning of this word» (p. 138). Die ableitungsmorphologische Beziehung von *bravo* und *pravedad* im Spanischen wird noch zur Stützung dieser These angeführt (p. 140). Mit der semantischen Analyse des Etymons im Kontext beruft sich Maher, in Ablehnung der als zu mechanistisch angesehenen Semantik von Katz/Fodor und Chomsky, auf die Betonung von Kontextbeziehungen und -einflüssen in der Semantik von Bréal, Paul und Jespersen (p. 140–142). Abschließend erfolgt eine Erörterung der unterschiedlichen semantischen Entwicklung von *bravo* im Iberoromanischen und im Italienischen (p. 144–150).

Carlos Otero, *The Development of the Clitics in Hispano-Romance* (p. 153–175) befaßt sich mit der Entwicklung der Pronomen und Artikel im Iberoromanischen. Er teilt gegen Lerch 1934 und 1940 und Ramsden 1963 die Auffassung von Meyer-Lübke 1897, und «it was with no small amount of deep satisfaction that I discovered, somewhat a posteriori, that Meyer-Lübke had anticipated my work in important respects" (p. 154). Danach können im Altportugiesischen belegte und als enklitisch zu interpretierende Formen für ein frühes Stadium der Entwicklung der Pronomen im gesamten romanischen Bereich als typisch angesehen werden. Otero formuliert für diese Entwicklung Regeln und diskutiert einige aus diesem Ansatz abzuleitende Folgerungen für die generative Theorie.

Rebecca Posner, *Semantic Change or Lexical Change?* (p. 177–182) betont die geringe Bestimmtheit der Bedeutung sprachlicher Zeichen, die dahingehend ausgelegt werden kann, daß Sprachzeichen nur ein weiter Rahmen für dahinter stehende und genauer abgegrenzte Ideen wären. In diesem Zusammenhang bezieht sich Posner auch auf die Unterscheidung eines *signifié de puissance* und verschiedener *effets de sens* in Guillaumes Terminologie, wobei der Brückenschlag von Locke bis in die Nachfolge Saussures ein wenig zu unvermittelt vollzogen erscheint. Aus der Konzeption sprachunabhängiger Ideen oder Begriffe ergibt sich konsequent, daß man in der historischen Sprachwissenschaft nicht mehr von «semantischem Wandel» der ohnehin unbestimmten Sprachzeichen, sondern eher von «lexikalischem Wandel» sprechen sollte, nämlich der lexikalischen Neuetikettierung einer als primär gesetzten «semantischen», das heißt dann wohl sprachunabhängig ideellen Konfiguration. Eine andere Konsequenz aus diesem Bedeutungsbegriff ist die, daß die «synchronische Semantik» nun nicht mehr Linguistik, sondern eher ein Zweig der Philosophie sein soll (p. 182).

Sanford A. Schane, *Some Diachronic Deletion Processes and their Synchronic Consequences in French* (p. 183–194) greift das Problem der Abgrenzung von Phonologie und Morphologie in einer synchronischen Sprachbeschreibung noch einmal auf. Nachdem er in seiner bekannten Studie *French Phonology and Morphology* von 1968 alternierende Formen prinzipiell mit phonologischen Regeln beschreiben wollte, zieht er jetzt für manche Fälle auch eine morphologische Beschreibung in Erwägung. Eine phonologische Beschreibung kann zwar die diachronischen Vorgänge weiter mit abbilden, aber, wie von der Kritik verschiedentlich verlangt: "... we could just as easily propose a morphological analysis, one which is much more concrete" (p. 191). Für bestimmte Fälle gilt allerdings: "I know of no good arguments for preferring one solution over the other» (p. 192). Derartige Argumente gibt es sicher nicht absolut, sondern stets auf einen bestimmten Zweck einer konkreten Sprachbeschreibung bezogen, sei es die Angemessenheit gegenüber einer vermuteten psychischen Realität der Sprecher, sei es die Möglichkeit einer kohärenten Darstellung alternierender Lexikoneinheiten, oder ein anderer Zweck.

Royal Skousen, *The Verbal System of French* (p. 195–205) behandelt die Verbalternanzen im Französischen als eine morphologische Alternation. Beim Spracherwerb würden von den Sprechern eher Oberflächenregularitäten als zugrundeliegende Regularitäten aufgenommen. Dafür läßt sich vor allem auf den in der Sprachgeschichte stattgefundenen Formenausgleich und auf «fehlerhafte» Formen in der Kindersprache verweisen. Vor diesem Hintergrund ist das Konzept der «Analogie» in der historischen Linguistik zu formulieren: nicht mehr als eine originelle Übertragung von einem Einzelfall oder einer Reihe von Fällen auf andere, sondern als unbeschränkte Anwendung einer Regularität, die der Sprecher bereits internalisiert hat.

Paolo Valesio, *Hýsteron Próteron and the Structure of Discourse* (p. 207–233) stellt einerseits die historisch-typologische Frage, ob in den romanischen Sprachen schon früh komplexe syntaktische Strukturen vorhanden waren, oder ob eine zunächst einfachere, «naive» Struktur erst später, eventuell unter lateinischem Einfluß, in komplexere Formen übergeleitet wurde. Dabei bemüht er sich andererseits um – nicht immer überzeugende – Kriterien zur Abgrenzung einer syntaktischen Figur «Hysteron Proteron» («das Spätere zuerst») von der Inversion im allgemeinen.

Bruce Willis, *That Erudite Enigma Revisited* (p. 235–244) erwägt Möglichkeiten, die Sprecherkompetenz für volkstümliche und gelehrte Lautung im Spanischen *(populacho – poblar)* in einem formalen Modell darzustellen.

Dieser Sammelband hat – mit Beiträgen von im ganzen recht unterschiedlichem Anspruch – zweierlei dokumentiert: (1) Die Anwendung von methodischen Prinzipien der generativen Transformationsgrammatik auf diachronische romanistische Fragestellungen bringt nicht unbedingt eine spektakuläre Umwälzung bisheriger Argumentationen, aber sie eröffnet doch gelegentlich neue Perpektiven. Hier ist vor allem an die Perspektive der Veränderung der «Sprecherkompetenz» statt eines abstrakt jenseits der individuellen Sprecher operierenden Sprachwandels zu denken, was zum Beispiel auf die Darstellung von Lautwandel und Phänomenen der «Analogie» einen gewissen Einfluß hat. (2) In der Übertragung der generativ-transformationellen Prinzipien auf die historische Sprachwissenschaft ist eine Chance auch für die Rückprüfung der Theorie formaler Grammatiken gegeben, die nicht entschieden genug genutzt wurde. Im Gegenteil wurden einige der methodischen Konzepte als relativ leere Formeln für die diachronische Argumentation in Anspruch genommen. Dies gilt für den nur noch unschärfer gewordenen Begriff der Regel, aber auch für die Vermischung und Verwechslung der Konzepte von «change» (als historischem Sprachwandel) und «transformation» (interpretierbar als historischer Sprachwandel oder aber als ganz anders definierte «Transformation» im Rahmen des speziellen Grammatikmodells). Trotz dieser

Vorbehalte vermittelt der Band sicherlich eine ernste und fruchtbare Herausforderung an die traditionelle diachronische Behandlung der romanischen Sprachen.

Wolfgang Rettig

★

HELMUT HATZFELD [Hrsg.], *Romanistische Stilforschung*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1975, 411 p. *(Wege der Forschung 393)*.

Die Ergebnisse der Stilforschung innerhalb der *Romanistik* zusammenzufassen erweist sich als ein sinnvolles Unternehmen; haben doch die Stilstudien, wie M. Riffaterre im hier anzuzeigenden Band ausführt, gerade in den romanischen Literaturen ihre erste Systematisierung erfahren (p. 162). Die Ausweitung des Objektbereiches auf die gesamte Romania, wie dies vor allem der deutschsprachigen Wissenschaftstradition eigen ist, hat gegenüber ähnlichen französischen Präsentationen der Stilforschung, etwa Tzvetan Todorovs[1] oder Daniel Delas[2], den Vorteil, nicht nur Beiträge aus dem französischen und wenn es gut geht angelsächsischen Bereich, sondern auch Erträge der spanischen und italienischen Forschung zu berücksichtigen. So gelten auch eine ganze Reihe der Untersuchungen den Sprachen und Literaturen der nicht-französischen Romania.

Der Herausgeber Helmut Hatzfeld hat jedoch die vierzehn Beiträge, von denen sieben zum ersten Mal in deutscher Übertragung vorliegen, nicht nach den Nationalphilologien, sondern in chronologischer Reihenfolge geordnet. Dadurch soll eine wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung sichtbar gemacht werden, die mit Voßlers Stiluntersuchungen am Anfang des Jahrhunderts beginnt; die weiteren Filiationen sind leicht erkennbar: Lerch und Hatzfeld werden als Schüler Voßlers vorgestellt; der Einfluß von Voßler und Spitzer auf die beiden spanischen Vertreter der Stilkritik, Amado Alonso und Dámaso Alonso, wird unterstrichen (p. 3). Doch auch in neueren und neuesten Studien kommt man auf die Pioniere des Forschungszweiges zurück, und sei es bloß, um sich ihnen gegenüber abzugrenzen; so wird Spitzer fünfzehn Mal erwähnt, öfter als jeder andere Vertreter der Stilkritik; Hatzfelds Werturteil über Spitzer («der größte moderne Stilistiker» [p. 2]) findet hier den quantitativen Beleg des Weiterlebens[3]. Bei der chronologischen Anlage der Forschungs-Anthologie würde man allerdings erwarten, daß in der Einleitung der wissenschaftsgeschichtliche Hintergrund etwas eingehender dargestellt würde. Es wäre auch der Frage nachzugehen, welche geistesgeschichtlichen und hochschulpolitischen Motive das Aufblühen der Stilkritik gerade innerhalb der deutschen Romanistik favorisierten[4]. Für den uneingeweihten Leser ist es in diesem Zusammenhang verfänglich, wenn Spitzer als «Schüler Wilhelm Meyer-Lübkes» (p. 3) vorgestellt wird; wissenschaftsgeschichtlich relevanter ist die Tatsache, daß Spitzer sein synthe-

[1] T. TODOROV, *Les études du style*, *Poétique 2* (1970), 224–237.

[2] D. DELAS, *Le texte poétique*, *Poétique 30* (1977), 211–225.

[3] VOSSLER selbst wird zwölf Mal erwähnt; anhand von Zitationsfrequenzen, die sich allerdings auf ein breiteres Spektrum von Publikationen beziehen müßten, könnten auf relativ präzise Weise Schulbildungen, Filiationen und Querverbindungen innerhalb des Wissenschaftsbetriebes sichtbar gemacht werden; zu solchen Untersuchungen innerhalb der Psychologie-Forschung siehe C. OSGOOD, L. XHIGNESSE, *Bibliographical citation characteristics of the Psychological Journal «Network»* (1963).

[4] Zur raschen und breiten Rezeption der «estilística» in der hispanischen Welt siehe auch G. SIEBENMANN, *Über das problematische Verhältnis von Literatur und Wissenschaft*, *GRM 20/2* (1970), 134.

tisches Vorgehen gerade als *Reaktion* gegen die atomistisch-diachronische Etymologie-Methode seines Lehrers entwickelt hat[5].

Trotz der romanistisch breiten Anlage der vorliegenden Anthologie bietet diese nicht, wie vom Herausgeber offen zugegeben wird, das umfassende und objektive Bild der Stilkritik, das angestrebt worden war: «Schwierigkeiten des Copyrights, der Lizenzgebühren, die Empfindlichkeit einiger Beiträger hinsichtlich Textauswahl oder Art der Übersetzung und die dem Verlag auferlegte beschränkte Seitenzahl» (p. 1) hatten eine Reduzierung der vorgesehenen zweiundzwanzig auf vierzehn Beiträge notwendig gemacht. Diesem Mangel hätte in etwa abgeholfen werden können durch eine substantielle Einleitung, welche die verschiedenen Schulen, Entwicklungen, den heutigen Forschungsstand einläßlich dargestellt und so die Lücken der Anthologie ausgefüllt hätte. Eine solche synthetische Aufarbeitung der Stilforschung steht in der Tat noch aus; so beklagt Paul Delbouille in seiner Analyse von sieben neueren Linguistik-Enzyklopädien «le flou des notions que recouvrent les mots 'style' et 'stylistique'. Les très nombreuses définitions qui ont été proposées, tout au long de l'histoire d'une discipline qui a maintenant plus de trois quarts de siècle d'existence, n'ont en effet jamais abouti à rendre les choses parfaitement claires»[6]. Es sei allerdings zugegeben, daß es für Hatzfeld nicht ein Leichtes gewesen wäre, eine solche wertende Synthese der Stilkritik zu erstellen, da er selber als ein eminenter Vertreter *einer* Richtung (der Voßler-Spitzerschen) der Disziplin «juge et partie» hätte sein müssen[7].

So begnügt sich Hatzfeld in seiner Einleitung mit der Vorstellung der in seinem Band aufgenommenen Beiträge; die ausgefallenen Studien werden am Schluß allzu kurz (auf einer halben Seite) charakterisiert und nicht in das historische Bild der Stilistikforschung integriert. Da die Anthologie sich nicht nur auf die Literaturstilistik beschränkt, sondern auch sprachstilistische Untersuchungen einbezieht, hätte Charles Bally mit seinem *Traité de stylistique française* (1909) eine eingehendere Würdigung als eigentlicher Initiator einer «stylistique de la langue» verdient[8]. Hatzfeld erwähnt in seiner Einleitung Marouzeau (*Précis de stylistique française* [1940]) und Cressot (*Le Style et ses techniques* [1947]) als weitere Vertreter des Ansatzes von Bally; Daniel Delas[9] jedoch sieht die «entreprise post-saussurienne

[5] Man wird sich dabei an SPITZERS Ausführungen in seinem Aufsatz *Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft* erinnern: «Was man uns vorführte, waren die Beziehungen zwischen Erscheinung a und Erscheinung b, aber Erscheinung a und Erscheinung b existierten nicht selbst, auch nicht die geschichtliche Linie a–b. Mit Bezug auf eine gegebene französische Form zitierte Meyer-Lübke altportugiesische, neubergamaskische und mazedorumänische, germanische, keltische und altlateinische Formen; doch kam bei dieser Lehrweise mein sinnenhafter, geistreicher, disziplinierter Franzose zum Vorschein, in seiner vermutlich tausendjährigen Existenz? Während wir über seine Sprache redeten, fand er selbst keine Beachtung. Französisch war gar nicht die Sprache des Franzosen, sondern eine Anhäufung von zusammenhanglosen, anekdotischen, sinnlosen Entwicklungen» (LEO SPITZER, *Texterklärungen. Aufsätze zur europäischen Literatur*, München [Hanser] 1969, p. 8–9).

[6] PAUL DELBOUILLE, *Les articles 'style' et 'stylistique' dans les nouveaux dictionnaires français de linguistique*, *Cahiers d'analyse textuelle 18* (1976), 7.

[7] So bemerkt M. RIFFATERRE in seinem Beitrag (p. 162), daß HATZFELDS ausführliche *Bibliografía crítica de la nueva estilística aplicada a las literaturas románicas* «deutlich zugunsten der Spitzerschen Methoden» ausgerichtet sei.

[8] Autoren, welche den Begriff der Stilistik auf die «stylistique littéraire» reduzieren, schließen die Arbeiten BALLYS bewußt aus; so RICHARD A. SAYCE in seinem im vorliegenden Band abgedruckten Beitrag *Die Definition des Begriffs «Stil»* (p. 298–299) sowie ALBERT HENRY: «Passons sur le choix malheureux que Charles Bally fit autrefois du terme *stylistique* pour désigner une discipline [...] qui est essentiellement une partie d'une *linguistique de l'expressivité*» (ALBERT HENRY, *La stylistique littéraire. Essai de redéfinition*, *FM 40/1* (1972), 1–2.

[9] DANIEL DELAS, *op. cit.*, p. 214–215.

de Bally» von drei Forschungsrichtungen verkörpert, die bei Hatzfeld nicht ins Blickfeld treten:

- Die Arbeiten der Phonostylistique, die ein Modell herausarbeiten «dont l'écrivain procède pour produire dans le texte écrit les effets phonostylistiques habituellement surimposés au message référentiel dans la communication orale» (P. Léon, *Essais de phonostylistique*, 1971; *id.*, *Eléments phonostylistiques du texte littéraire*, in: *Problèmes de l'analyse textuelle*, 1971).
- Dann zahlreiche Arbeiten über die «énonciation», die ein gewisse Anzahl von «faits de discours» analysieren: «emplois des temps (Benveniste, 1965; Weinrich, 1973), des 'embrayeurs' (Jakobson, 1963), des performatifs et de la présupposition (Austin, 1971, et Ducrot, 1972)». «Ce point de vue», so schreibt dazu Delas, «prolonge et dépasse celui de Bally et, s'il inclut le texte poétique, c'est, bien entendu, sans lui reconnaître aucune spécifité *a priori*».
- Schließlich noch die Untersuchungen über die Bildung des «français national» (R. Balibar et D. Laporte, *Le Français national*, 1974) sowie des «français littéraire» (R. Balibar, *Les Français fictifs*, 1974).

Ganz generell kommt man nicht um den Eindruck herum, daß die französische Stilforschung in der Anthologie etwas unterrepräsentiert ist (nur drei der vierzehn Beiträge sind französischer Provenienz). Wenn der Herausgeber etwa schreibt, er hätte zu Juillands Kritik an der Stilistik Bruneaus gerne «etwas Authentisches» von Charles Bruneau selbst gebracht, dann ist es nicht einsichtig, warum er nicht dessen programmatischen (und relativ kurzen) Aufsatz *La stylistique* (*Rom. Phil. 5* [1941], 1–14) abdruckte, auf den sich Juilland bezog.

*

Die im vorliegenden Band in chronologischer Reihenfolge vereinten Beiträge lassen sich in drei Gruppen ordnen: 1. Studien zur Sprachstilistik; 2. Aufsätze zur Literaturstilistik: 2.1. Theoretisch-methodologische Beiträge; 2.2. Stilkritische Arbeiten zu konkreten literarischen Texten. Im folgenden wird in dieser Reihenfolge über die Aufsätze referiert werden.

1. Zu den sprachstilistischen Arbeiten zählt die Studie Eugen Lerchs *Typen der Wortstellung* (1922). Kennzeichnend für die idealistische Argumentationsweise Lerchs ist dessen Bemühen, sprachliche Phänomene auf synthetische außersprachliche Ursachen meist kulturgeschichtlicher – und gerade nicht psychologischer Natur – zurückzuführen: «Die Wortstellung hängt eben von der Geistesart oder Denkweise der jeweiligen Epoche ab und nicht von 'psychologischen' Gesetzen, die einen sich gleichbleibenden Franzosen voraussetzen und daher Wandlungen nicht erklären können» (p. 49). Die Charakterisierung des «Geistes der Epoche» gerät dabei oft recht summarisch («logizistische» und «soziale» Periode für das 17. und 18. Jahrhundert) und bedient sich mitunter auch völkerpsychologischer Argumente. So wird die Möglichkeit der Voranstellung des Objekts im Italienischen dadurch erklärt, daß diese Sprache nicht «wie das Französische ein logizistisches und soziales Jahrhundert erlebt hat» (p. 54). Völkerpsychologischer Natur scheint auch die Hypothese, welche die Verbschlußstellung des Lateinischen zu erklären versucht: «vielleicht weil den Römern, einem aktiven Volke, der Begriff der Handlung als bedeutsam genug erschien, um in der bevorzugten Stellung am Schluß belassen zu werden» (p. 50).

Ein ähnliches Bemühen um eine synthetische Sicht findet man auch bei Spitzer. Man ist jedoch zunächst erstaunt, daß Spitzer mit einem Beitrag aus dem Bereich, den er in einer eigentlichen sprachlichen «trouvaille» *Sprachstil* (im Unterschied zu den *Stilsprachen*)

nannte[10], hier vertreten ist; wir meinen, daß der Autor der *Stilstudien* nicht nur seinen eigentlichen Forschungsschwerpunkt auf dem Gebiet der Literaturstilistik hatte, sondern auch gerade aufgrund seiner Leistungen in diesem Bereich weiterlebt[11].

Um einen typischen Zug des Spanischen auszumachen, untersuchte Spitzer, darin Bally[12] folgend, bewußt ein nicht-literarisches Korpus («Man wird gut tun, vor allem die tägliche Umgangssprache zu belauschen, die solche unwillkürliche Geisteshaltung offenbar besser spiegelt als die Kunstsprache der Dichter» [p. 61]). Er trug dabei in seinem hier vorliegenden Beitrag *'Fait-accompli'-Darstellung im Spanischen* (1928) eine ganze Reihe von sprachlichen Fakten zusammen, welche die Tendenz des Spanischen belegen, «ein möglich oder notwendig hingestelltes Ereignis als tatsächlich eingetroffen» (p. 61) darzustellen (so «das übertreibende Perfektum in perfekto-präsentischer Bedeutung» [p. 62], der Gebrauch von *tener* und *traer*, um «ein Erhalten in einem stabilen Zustand [auszudrücken], wo wir die Bewirkung dieses Zustandes betonen» [p. 69] oder auch die Ersetzung des Dubitativs durch den Indikativ Präsens). In der Tendenz zum Stabilismus sieht so Spitzer einen «Wesenszug» des spanischen Sprachstils, den er allerdings nicht teleologisch definiert; unter Sprachstil ist «etwas Ähnliches gemeint wie 'Baustil', 'Stil einer Persönlichkeit' usw., d.h. als relative Einheit, die am Ende einer Entwicklung als Resultat wahrzunehmen ist, nicht etwa wie ein übersichtlicher (genesisgleich wunderbarer) Bauplan am Anfang der Entwicklung in der Sprache gewaltet hätte – es handelt sich um eine Betrachtung der Sprache als Kunstwerk, als ein Fertiges, dessen Einzelheiten sich zu einem Ganzen zusammenschließen» (p. 76–77). Gerade diese letztere Betrachtungsweise, die man schon bei Voßler findet, ist nicht unproblematisch; kann man doch bloß in metaphorischem Sinn von der Sprache als einem Kunstwerk reden; das Kunstwerk ist eine geschlossene Struktur[13], der nichts hinzugefügt werden kann im Unterschied zur offenen Struktur der Sprache, die sich in ständiger Entwicklung befindet. Spitzer versucht dann ebenfalls, das von ihm festgestellte sprachliche Phänomen nicht als isoliertes Faktum stehen zu lassen, sondern es in Relation mit dem Kultursystem zu bringen: «Die Darstellung als 'fait accompli', dieses Vorauseilen der Phantasie, das Mögliches, oft Geträumtes schon als bestehend nimmt, das Einreißen der Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit, ist das alles nicht 'sehr spanisch'? Braucht man an Don Quijote zu erinnern? Gibt es ein Volk, das so sehr den Eindruck des Stabilen macht, ja in seinem Stabilismus seine Stärke findet – und doch so großen Tribut der Phantasie zollt? Gibt es ein Volk, das Ewiges zu gründen meinte, wo es doch bloß in der Phantasie Zeit und Raum überwand?» (p. 79–80). So sympathisch einem im Prinzip der Versuch einer Integration sprachlicher Phänomene in einen größeren Kulturzusammenhang erscheinen mag, so drängen sich doch dazu kritische

[10] «Nous devrions trouver un équivalent français de cette opposition: à titre de pis-aller, *Stilsprachen* deviendrait 'le langage du particulier' et *Sprachstile* 'particularités de langage'», schreibt JEAN STAROBINSKI (*Leo Spitzer et la lecture stylistique*, in: LEO SPITZER, *Etudes de style*, Paris [Gallimard] 1970, p. 8).

[11] Cf. J. STAROBINSKI, *ib.*, p. 9: «Sans jamais cesser d'enquêter parallèlement dans le champ des expressions communes ('faits de langue' selon Saussure), il fera porter l'essentiel de sa recherche sur les 'systèmes expressifs' que les créateurs ont introduit dans leur langue individuelle ('faits de parole' selon Saussure)».

[12] Es scheint uns darum nicht ganz richtig, BALLY als bloßen «Gegenspieler der Voßler-Spitzer-Richtung» (p. 8) vorzustellen. Wenn die Stilkonzeption SPITZERS auch weiter ist und sich nicht auf den Ausdruck der Affektivität in der Sprache beschränkt, so zitiert dieser doch wiederholt und stets in positiver Weise Untersuchungen BALLYS (p. 72, 73, 76, 83).

[13] Siehe dazu JEAN ROUSSET: «Si l'œuvre est dans sa forme, elle est complète et significative telle que l'artiste l'a composée, poème concret, roman achevé [...] l'œuvre comme telle ne peut être ni augmentée ni diminuée» (*Forme et signification*, Paris [José Corti] 1962, p. XX).

Fragen auf: Wird hier nicht etwas als gleichbleibende nationale «Wesenheit» postuliert, was ein Resultat von je verschiedenen *historisch* fixierbaren Faktoren ist? Läuft der Interpret hier nicht Gefahr, das Opfer von nationalen Stereotypen, von Klischeevorstellungen ideologischer Natur zu werden, die, wie die so oft bemühte «clarté française» als Mittel der Selbstdarstellung Realität eher verdecken als aufklären? Doch liegt das (optimistische) Vertrauen gegenüber sprachlichen Äußerungen Spitzer wohl mehr als ein ideologiekritisches Hinterfragen derselben[14].

2.1. Als eine Konstante der theoretisch-methodologischen Beiträge zur *Literaturstilistik* erweist sich die Reflexion über das Verhältnis Stilistik/Linguistik. Bekanntlich konkretisierte sich die Stilforschung als Brückenschlag von der Sprach- zur Literaturwissenschaft: Hatzfeld erinnert daran, daß Voßler als erster die Komplexität des modernen Stilproblems erkannte, dabei Croces Auffassung teilend, «daß die Erforschung der Kunstsprache oder richtiger der Sprachkunst mindestens ebensowichtig sei wie die Erforschung der Dialekte» (p. 1)[15]. Das Bemühen um die Integration, um die gegenseitige Befruchtung der beiden Teildisziplinen der Philologie, wie es etwa von Voßler artikuliert wurde, hat allerdings nichts von seiner Aktualität eingebüßt. «Während so der Sprachforscher in ständiger Gefahr schwebt zu vergessen, daß das Wesen der Sprache dichterisch ist, droht dem Literaturhistoriker die andere Seite des philosophischen Tatbestandes zu entschwinden, nämlich, daß das Wesen der Dichtung sprachlich ist»[16] – dieses Wort Voßlers nimmt eine vielzitierte Äußerung Jakobsons voraus: «Un linguiste sourd à la fonction poétique comme un spécialiste de la littérature indifférent aux problèmes et ignorant des méthodes de la linguistique sont d'ores et déjà, l'un et l'autre, de flagrants anachronismes»[17]. Die gangbarste Brücke zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft, so hatte Spitzer 1928 im Aufsatz *Sprachwissenschaft und Wortkunst*[18] ausgeführt, ist die Stilforschung – ein Gedanke, zu dem er auch 1948 in seinem Princeton-Vortrag (mit dem bezeichnenden Titel *Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft*) noch voll und ganz stand[19].

[14] Siehe dazu J. STAROBINSKI, *op. cit.*, p. 20: «Ajoutons que la lecture de Spitzer est une lecture *confiante*. Elle prend le texte tel qu'il se donne – *at its face value*. Il y cherche, il y trouve des aveux complets. Jamais Spitzer ne lui suppose une fonction dissimulatrice, ou mystificatrice; jamais il ne l'aborde comme si, au pouvoir de révéler, s'ajoutant dans le texte un pouvoir de cacher, et comme s'il contenait *autre chose* que ce qu'il déclare explicitement, – comme s'il comportait un supplément latent. L'interprétation spitzerienne ne veut que passer de l'explicite au plus explicite.»

[15] Wissenschaftsgeschichtlich interessant ist die Feststellung, daß die Erforschung der literarischen Sprache eher als gegensätzliche denn komplementäre Aufgabe zur Dialektforschung betrachtet wurde; so schrieb SPITZER 1928: «Ich glaube auch nicht, daß von den aufstrebenden Dialektforschern Sinn für Sprachkunst zu erwarten sei: Dialektforschung, der Heimatkunst vergleichbar, hat Freude am Gewachsenen, Schollenhaften, sie kann sich schwerer zur Würdigung von Künstlerischem und Künstlichem aufschwingen. Auch sind besonders in Deutschland die Dialektforscher wohl vorwiegend selbst Dialektsprecher, daher zu sehr im Bereich der Volkskunst zu Hause, um die sprachlichen Maximalleistungen der Dichter voll genießen zu können [!].» SPITZER glaubt, daß in Frankreich, wo «die Schriftsprache herrischer den Dialekten gegenüber auftritt», das sprachästhetische Empfinden stärker ausgebildet sei (*Stilstudien*, II: *Stilsprachen*, München [Hueber] 1928, p. 1–2). Heute, wo die Regional- und Dialektliteratur in ihrem Eigenwert neu erkannt wird, dürfte diese enge Bindung des Literaturempfindens an die Hochsprache so nicht mehr behauptet werden.

[16] KARL VOSSLER, *Geist und Kultur in der Sprache*, München 1960, p. 184.

[17] ROMAN JAKOBSON, *Essais de linguistique générale*, Paris (Editions de Minuit) 1963, p. 248.

[18] *Stilstudien* II, p. 3–4.

[19] *Texterklärungen*, p. 16, 20.

Daß Stilistik sich aber nicht in der bloßen linguistischen Beschreibung literarischer Texte erschöpfen kann, dies wird in mehreren Beiträgen des vorliegenden Bandes unterstrichen. So wendet sich Juilland in seinem Aufsatz *Stilistik und Linguistik um Charles Bruneau* (1954) gegen die Ansicht des letzteren, wonach Phänomene der literarischen Sprache schlicht nichts anderes seien als sprachliche Phänomene: «Wenn das literarische Faktum ein bestimmtes sprachliches Phänomen ist, d.h. ein sprachliches Phänomen, das mit einem bestimmten, differenzierenden Charakter ausgestattet ist, wird es sich wegen dieses Charakters notwendigerweise den linguistischen Methoden entziehen [...] die [bloß] linguistische Perspektive wird ein Objekt, das vermutlich drei Dimensionen hat, auf zwei Dimensionen beschränken» (p. 148). In ähnlicher Weise argumentiert Riffaterre in seinem Beitrag *Kriterien für die Stilanalyse* (1959); auch er erachtet es als eine Aufgabe der Stilistik, den ästhetischen «Mehrwert» eines literarischen Textes (gegenüber einem nicht-literarischen) zu ermitteln: «Einerseits sind die stilistischen Fakten nur in der Sprache greifbar, denn diese ist ihr Vehikel; andererseits besitzen sie notwendigerweise einen spezifischen Charakter, denn sonst könnte man sie von den linguistischen Fakten nicht unterscheiden. Eine rein linguistische Analyse eines literarischen Werkes wird nur linguistische Elemente hervorheben» (p. 161–162). Es gilt darum nach Riffaterre, Methoden zu entwickeln, die es erlauben, die stilistisch relevanten Elemente im Text zu identifizieren, um diese dann einer linguistischen Analyse zuzuführen (p. 162, 197).

Michel Arrivé sieht in seiner Einleitung zum Stilistik-Band der Zeitschrift *Langue française* (1969) keinerlei Hindernisgrund, den Begriff Stilistik im Sinne von 'linguistische Beschreibung eines literarischen Textes' zu gebrauchen; doch betont auch er die Spezifität des literarischen Textes («Innerhalb der Klasse der linguistischen Gegenstände stellt der literarische Text eine besondere Unterklasse dar, die durch eine bestimmte Anzahl von Unterscheidungsmerkmalen charakterisiert ist» [p. 358]); allerdings hebt er gegenüber der traditionellen Stilistik die Notwendigkeit hervor, «auf jede Information zu verzichten, die außerhalb des betrachteten Textes liegt» (p. 368); auf die Untersuchung des metastilistischen Corpus könne verzichtet werden, weil diese «höchstens Hinweise auf die Absichten des Autors geben [könne], nicht aber über die Funktion des Textes» (p. 369).

Das spezifisch Literarische eines Textes wird von Amado Alonso positiv als dessen «poetischer Kern» (p. 125) gefaßt; für ihn stellt das Poetische nicht nur einen, sondern den grundlegenden Aspekt des literarischen Werkes dar; der Stilistik obliegt es seiner Ansicht nach, «Methoden zu finden, zu bewerten und zu verbessern, die für eine systematische und rigorose Analyse dieses Aspektes geeignet sind» (p. 127). Das literarische Werk soll dabei als geschaffenes Produkt («in der Art und Weise, in der es konstruiert ist, sowohl als ein Ganzes als auch in seinen Teilen») wie auch als schöpferische Kraft (in der «Art des ästhetischen Vergnügens, die es erzeugt») untersucht werden.

Eine sehr eingehende und präzise Bestimmung des spezifischen Charakters des literarischen Textes findet sich bei Michel Arrivé; der literarische Text ist nach seiner Definition 1. in sich abgeschlossen, 2. hat kein außertextliches Bezugssystem, 3. ist sowohl Äußerung einer natürlichen Sprache und konstituiert sich gleichzeitig als Konnotationssprache[20], 4. ist schließlich eine «Schöpfung»: als Konnotationssprache eine Kreativität, die die Regeln verändert; als Äußerung einer natürlichen Sprache eine Kreativität, die von den Regeln gelenkt wird. Von der je verschiedenen Relation zwischen Konnotations- und Denotationssystem her versucht Arrivé eine Klassifizierung der literarischen Texte, wobei er seine Thesen zu ausschließlich mit Beispielen von Jarry illustriert.

[20] Auch andere Beiträge charakterisieren die Sprache des literarischen Werkes als Konnotationssprache, so A. Alonso (p. 133) und M. Riffaterre (p. 167).

In den theoretischen Beiträgen wird die Definition des Stils als einer Abweichung von der Norm (die *écart*-Theorie) wiederholt angesprochen. Riffaterre weist darauf hin, daß eine Mehrzahl der Stilforscher glaube, das stilistische Verfahren in jeder Abweichung von der linguistischen Norm zu erkennen; er erwähnt dabei neben Spitzer Mukařovsky, Wellek/Warren, Sayce, Bruneau und Guiraud. Die *écart*-Theorie wird allerdings in keinem der Aufsätze des Bandes explizit dargestellt[21]; in mehreren Studien werden jedoch Argumente dagegen vorgebracht. So weist Juilland gegenüber Bruneau auf die Zirkelhaftigkeit des *écart*-Identifikationsverfahrens hin: «Nachdem man die Abweichung in bezug auf (die deskriptiv aufgestellte) Norm definiert hat, kann man die Norm nur in bezug auf die Abweichung definieren» (p. 152); zudem sei es schwierig, zwischen gewollten und nicht-gewollten Abweichungen zu unterscheiden; außerdem könnten auch mit der linguistischen «Norm» übereinstimmende Gegebenheiten konstitutive Elemente der literarischen Struktur sein. Nach Michel Arrivé scheint a priori nichts gegen die Verwendung des *écart* zu heuristischen Zwecken zu sprechen: «So formulierte man die Hypothese, daß die Textelemente, die 'écarts' enthalten, dazu neigen, für die Ebene des Konnotationssystems wichtig zu werden» (p. 369). Doch sieht auch er erhebliche Schwierigkeiten bei der Definition der Norm. Denselben Einwand brachte auch Todorov vor: «Le langage commun est le lieu de rencontre de mille normes et donc le sans-norme par excellence»[22].

Die starke Ausrichtung des Stilverständnisses auf den Personalstil, wie sie in der *écart*-Theorie etwa Spitzers zum Ausdruck kommt, beruht letztlich auf einer Philosophie, die das Individuum als autonomen Sprachschöpfer betrachtet: «l'idée d'un auteur, source homogène de ses textes, invariant derrière les variables, essence stable et première face aux apparences fugitives déviées», so schreibt Todorov, «cette idée se rattache à une philosophie qui n'est plus celle de notre temps. Pour nous, le texte s'écrit à travers son auteur beaucoup plus qu'il n'est écrit par lui»[23].

Die *écart*-Problematik wird in etwa aufgebrochen von Riffaterre, der die stilistischen Verfahren nicht mehr auf dem Hintergrund einer Norm außerhalb des Textes sondern als Kontrastrelation *innerhalb* des Kontextes bestimmen will. Um dem gegen die Spitzersche Methode erhobenen Vorwurf des «Impressionismus» zu entgehen – der für Riffaterre zu Recht besteht, weil die traditionellen Stilanalytiker ihre eigenen Werturteile mit den stilistischen Fakten verwechselten (p. 117–118) – entwickelte er ein möglichst objektives Analyseinstrument, den sog. «Archileser», d.h. die Summe der verfügbaren Textkonkretisationen, die nicht aufgrund ihrer inhaltlichen Komponente untersucht werden, sondern als Signale Aufschluß geben sollen über die vom Text ausgehenden (stilistischen) Stimuli. Durch die Trennung von Informanten und Analytiker sollen auf möglichst präzise und kontrollierbare Weise die «Knotenstellen des Textes» (p. 185)[24] ausgemacht werden. Der «Archileser» ist dabei bloß als Instrument der heuristischen Phase gedacht; die Interpretation und das Werturteil des Analytikers intervenieren selbstverständlich im hermeneutischen Stadium der Untersuchung.

[21] Zum heutigen Diskussionsstand siehe NICOLE GUEUNIER, *La pertinence de la notion d'écart en stylistique*, *Langue française 3* (1969).

[22] *Poétique 2*, 225.

[23] *Ib.*, p. 225.

[24] Diese Knotenstellen charakterisieren sich nach RIFFATERRE dadurch, daß sie «beim Entschlüsselungsprozeß die Freiheit der Wahrnehmung einschränken» (p. 170); der Autor könne durch die stilistischen Verfahren die Entschlüsselung «kontrollieren» (p. 195). Das kann wohl nur so verstanden werden, daß die Knotenpunkte die Aufmerksamkeit des Lesers voll auf ihre *Form* lenken (und dadurch ein «Überlesen» verunmöglichen); die Freiheit der *Deutung* wird dadurch aber nicht tangiert.

Die methodischen Innovationen Riffaterres belegen die Ausbaufähigkeit der Stilforschung; wenn der Begriff der Stilistik durch die impressionistische Phase ihrer Forschungsentwicklung etwas kompromittiert erscheint (Michel Arrivé: «Die Stilistik scheint so gut wie tot zu sein» [p. 355]), so wird doch ihr Anliegen – die Analyse des literarischen Diskurses – unter neuen Denominationen («Poétique», «Nouvelle Rhétorique») weitergeführt. Benvenuto Terracini äußert in einem Beitrag *Stilistik am Scheideweg* (1968) die Ansicht, daß es bei Jakobson, der nicht von Stil, sondern von der Grammatik der dichterischen Sprache redet, durchaus Berührungspunkte zwischen Stilistik und strukturalistischer Poetik gebe («Bei Jakobson können wir mithin von einer Begegnung zwischen Historismus und Strukturalismus sprechen, die für unsere 'verstaubte' Stilistik alles andere als das Ende bedeutet, die vielmehr methodisch instruktiv und anregend ist» [p. 349])[25].

2.2. Es ist durchaus zu begrüßen, daß in der vorliegenden Anthologie die literaturstilistischen Beiträge sich nicht in theoretisch-methodologischen Studien erschöpfen, sondern daß auch stilistische Untersuchungen konkreter literarischer Texte aufgenommen wurden. So wird der Band eröffnet mit Karl Voßlers Untersuchung über *Stil, Rhythmus und Reim in ihrer Wechselwirkung bei Petrarca und Leopardi* (1903); Voßler wendet sich darin gegen eine rein technische Untersuchung von Reim und Rhythmus und betrachtet die metrischen Elemente nicht losgelöst vom Stil; ihm geht es um die je spezifische «Verknüpfungsweise von Laut und Sinn, von Klang und Gedanke, von Dichtung und Vers» (p. 11). Am Schlusse seiner Studie stellt er drei Stufen der Entwicklung der lyrischen Dichtung fest: 1. das Volkslied, das seine Strophe nach Melodie und Klangassoziationen aufbaut (Klang und Musik erzeugen den Gedanken); 2. das strophische Kunstlied, in dem der Gedanke in Konkurrenz zu Klang und Musik tritt; 3. das unstrophische organische Kunstlied, das nach inneren Assoziationen sein Schema aufbaut und dabei in gleicher Weise akustische und stilistische Elemente der Sprache verwendet.

Von Helmut Hatzfeld stammt die stilonomasiologische Untersuchung *Das Heilige im dichterischen Sprachausdruck des 'Paradiso'* (1930). Dem Verfasser gelingt es aufzuzeigen, wie in Dantes «Paradiso» die Verschmelzung zweier religiöser Erlebnisformen (die tremende und die faszinante Religiösität) ihren entscheidenden Sprachausdruck gefunden hat. Hatzfeld geht es nicht nur darum, den «heiligen» Stilkosmos Dantes beschreibend zu veranschaulichen, sondern diesen auch mit den einschlägigen Parallelen auf historischer Grundlage ästhetisch zu deuten. Seine Studie vermag einen Begriff davon zu geben, «wie Dante, dem die Sprache des Heiligen aus vielen Quellen floß, am Ende der mittelalterlichen Entwicklung die liturgischen, scholastischen, mystischen und volkstümlichen Elemente der kirchlich-lateinischen, frühitalienischen und provençalisch-französischen Tradition zu einer wirksamen Einheit formte und sie durch Auswahl und Neuschöpfung wandelte» (p. 123).

Während Dámaso Alonso in seiner Einleitung zu *Seis Calas en la expresión literaria española* (1951) seine Studien über den Ausdruck der Vielheit bei Calderón und Góngora bloß vorstellt – der Beitrag ist darum nicht so glücklich gewählt, weil er weder eine konkrete Stilanalyse noch eine detaillierte theoretische Reflexion bietet –, finden wir aus der Feder Alfred Noyer-Weidners eine sehr intensive und überzeugende Untersuchung über *Absurdität und Epik als ästhetisches Problem in Camus' «Etranger»* (1961), die bisher in den *Annales*

[25] Die Diskussion von Strukturalismus und Semiotik sollte im vorliegenden Band durch einen weiteren Beitrag italienischer Provenienz (von Cesare Segre) erhellt werden; es bleibt uns darauf hinzuweisen, daß Segres Aufsatz *Strukturalismus und Semiotik* in einer ausgezeichneten über den gegenwärtigen italienischen Forschungsstand bestens informierenden Anthologie greifbar ist: Volker Kapp [Hrsg.], *Aspekte objektiver Literaturwissenschaft. Die italienische Literaturwissenschaft zwischen Formalismus, Strukturalismus und Semiotik*, Heidelberg (Quelle & Meyer) 1973, p. 36–64.

Universitatis Saraviensis nicht so leicht greifbar war. Die zentrale Frage, die sich dem Interpreten stellte war: wie bewältigte der Schriftsteller erzählerisch eine geradezu anti-epische Materie: das Absurde. Als Schlüssel zu einer Deutung diente ihm die auffallende «Zweiteilung des *Etranger* als eine vom Autor sehr genau durchdachte und wahrhaft von innen heraus bedeutsame Grundstruktur» (p. 206)[26]. Während die meisten Interpreten in Camus' *Etranger* einen der Umgangssprache nahen Stil feststellten, vermochte Noyer-Weidner aufgrund einer detaillierten Analyse drei Stilschichten auszumachen: zunächst einmal die «alltägliche Sprechweise», die sich in der Vorliebe für die umgangssprachliche Form der indirekten Rede sowie im konsequenten Gebrauch des Passé composé äußert, das nicht wie das passé défini[27] eine sinnhafte Geschehniskontinuität stifte, sondern die einzelnen Zeit-Punkte als «automatisches Nacheinander inkohärenter Elemente erscheinen» lasse. Die starke Verwendung des Nominalsatzes sowie die Vorliebe für Verbalabstrakta ordnet der Verfasser einer impressionistischen Stilschicht zu, die nicht einem literarischen Selbstzweck dient, sondern den sprachlichen Ablauf im Sinne der Apperzeptionsfolge des Protagonisten regelt, bei dem die Merkmalserfassung (der unmittelbare sinnliche Eindruck) der Objektbestimmung vorausgeht. Im zweiten Teil des Romans stellt der Autor einen abstrakteren, intellektuelleren Stil fest (der nun auch logische Satzverbindungen impliziert). Die umgangssprachlich-impressionistische Stilschicht übersetzt dabei die Erfahrung der Absurdität als innerlich unbewegtes *Sein;* der dialektische Stil des zweiten Teils entspricht der allmählichen Herausbildung des Absurditäts*bewußtseins*. Die ästhetische Evidenz des *Etranger* liegt so für Noyer-Weidner in der «steten Kongruenz von Inhalt und Form» (p. 253) beschlossen.

In seinem Aufsatz *La rhétorique restreinte*[28] weist G. Genette sehr schön nach, wie der umfangreiche Figuren-Katalog der klassischen Rhetorik in der modernen Poetik auf zwei Grundkategorien zusammenschrumpfte: die Metapher und die Metonymie. Es war darum eine glückliche Idee, daß der Herausgeber zwei Untersuchungen in seine Anthologie aufgenommen hat, die diesen beiden Tropen gewidmet sind. In Stephen Ullmanns Beitrag *Das Wesen der Bildlichkeit* (1961) wird vor allem die Metapher untersucht. Der Autor, der Texte Camus', Sartres, Gionos und Gides seiner Studie zugrundelegt, schlägt eine Klassifikation der Metaphern nach Bildempfänger, Bildspender, nach der Relation zwischen den beiden Polen sowie nach dem jeweiligen tertium comparationis vor und geht dann den verschiedenen Funktionen des Bildes nach. Ullmann weist aber auch darauf hin, daß die Bildlichkeit nicht nur durch die Assoziation zweier Gegenstände durch Analogie (Metapher), sondern auch durch Kontiguität (Metonymie) hervorgerufen werden kann. An diesen Gedanken knüpft Gérard Genette in seinem Beitrag *Metonymie bei Proust oder die Geburt der Erzählung* (1970) an. Es mag zunächst erstaunen, daß der Autor gerade bei Proust die Metonymie untersucht, der überzeugt war, «daß allein die Metapher den Stil quasi unvergänglich machen kann». In der Tat sind die reinen metonymischen Transpositionen in Prousts Werk relativ selten. Genettes subtile Analyse gilt darum vor allem der Rolle der metonymischen Beziehungen innerhalb der Metapher; in einer ganzen Reihe von Beispielen weist der Verfasser nach, wie Proust Ähnlichkeitsrelationen zwischen zwei Elementen durch zeitlich-räumliche Kontiguitätsbeziehungen zu bestätigen und zu bekräftigen versucht. Wenn die Verbindung zweier

[26] Auf die Bedeutung dieses Grundmusters wird dann auch CAMUS selber hinweisen: «Le sens du livre tient exactement dans le parallélisme des deux parties» (*Carnets (janvier 1942 – mars 1951)*, Paris [Gallimard], 1964, p. 30).

[27] Zur Tempus-Struktur des *Etranger* siehe nun auch: HARALD WEINRICH, *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, Stuttgart (Kohlhammer) 1964, p. 262–270; J.-F. CABILLAU, *L'expression du temps dans «L'Etranger» d'Albert Camus*, *RBPH*, *49/3* (1971), 866–874; R. BALIBAR, *Le passé composé fictif dans «L'Etranger» d'Albert Camus*, *Littérature 7* (1972), 102–119.

[28] *Figures* III, Paris (Seuil) 1972, p. 21–40.

Empfindungen durch die affektive Erinnerung nach Proust kraft des «Wunders der Analogie» zustande kommt, werde dadurch wohl ein Augenblick beschworen; die Erinnerungs*verknüpfung* und damit die Geschichte ist aber erst möglich aufgrund einer metonymischen Beziehung. Darum: «Metonymie oder die Geburt der Erzählung».

Die Anthologie Hatzfelds wird abgeschlossen durch eine Bibliographie, die im wesentlichen Arbeiten der zweiundzwanzig in der Einleitung genannten Autoren in alphabetischer Reihenfolge aufführt. Im allgemeinen Teil der Bibliographie vermißt man Hinweise auf: R. Bailey & Sister D. Burton, *English Stylistics. A Bibliography*, Cambridge (MIT Press) 1968; N. E. Enkvist, *On defining style: an essay in applied linguistics*, in: J. Spencer & M. Gregory [eds.], *Linguistics and Style*, London (Oxford Univ. Press) 1964, p. 1–56 sowie T. Todorovs *Bibliographie sélective*, *Poétique 2* (1970), 229–232)[29].

Joseph Jurt

★

HARALD THUN, *Probleme der Phraseologie. Untersuchungen zur wiederholten Rede mit Beispielen aus dem Französischen, Italienischen, Spanischen und Rumänischen*, Tübingen (Niemeyer) 1978, XVIII + 282 p. *(Beih. ZRPh. 168)*.

Im Vergleich zu anderen von der Sprachwissenschaft behandelten Problemkreisen ist das Gebiet der Idiomatik – vor allen Dingen in der westeuropäischen und amerikanischen Forschung – stark vernachlässigt worden. Zwar kann man nicht über einen Mangel an Phraseologien und Idiomsammlungen klagen, es fehlen jedoch theoretisch wohlfundierte Untersuchungen an einem genügend großen Korpus empirischen Materials. Das Defizit an solchen Untersuchungen ist um so erstaunlicher, als jede Sprache auf den verschiedenen Stufen der bedeutungstragenden Ebene bekanntermaßen von Idiomatizität der unterschiedlichsten Ausprägung durchdrungen ist. Diese Idiomatizität ist Hauptursache dafür, daß ein Anfänger in einer Fremdsprache zwar alle möglichen Äußerungen bilden kann, diese dann aber häufig nichts anderes sind als in ein anderes Medium transponierte muttersprachliche Äußerungen. Um so mehr möchte man daher eine Arbeit, wie die von Harald Thun, begrüßen, verspricht doch der Titel einen Beitrag zur Schließung der genannten Lücke. Die Lektüre erfüllt jedoch durchaus nicht in jeder Hinsicht die Erwartungen, die man in Thuns Buch setzen könnte. Hauptmangel (und nicht etwa Pluspunkt, wie der Autor anzunehmen scheint) ist, daß die Untersuchung sich nur einen «Überblick über die Problematik der fixierten Wortgefüge in synchronischer Sicht» (p. XV) zum Ziel setzt. Die empirische Arbeit kommt deswegen deutlich zu kurz. Wenn Thun an anderer Stelle in der Einleitung sagt: «trotz des Überblickscharakters dieser Arbeit ist es kaum möglich, alle oder auch nur die wichtigsten Probleme der wiederholten Rede anzugehen oder gar zu lösen» (p. XVI), dann möchte man entgegnen: Gerade wegen des Überblickscharakters wurde die strukturelle Analyse wiederholter Rede in den Hintergrund gedrängt, bzw. nicht mit der Vollständigkeit und Geschlossenheit

[29] Die typographische Gestaltung des Bandes ist sehr sorgfältig; folgende kleine Druckfehler lassen sich in einer Neuauflage tilgen: p. 49: log*ich* statt: logisch; p. 258: El*o*uard statt: Eluard; p. 379: das Er*f*euliche statt: das Erfreuliche; p. 382: das wunderbare Zusammentreffe*r* statt: Zusammentreffen; auf den Seiten 55 und 148 ist eine Satzpassage zweimal gedruckt. Die Behandlung der Originalzitate wünschte man sich einheitlicher; diese sind in gewissen Beiträgen in der romanischen Sprache belassen, in andern übersetzt; im Aufsatz von ULLMANN ist dem Originalzitat in Fußnoten die deutsche Übersetzung beigegeben. Diese Lösung dürfte die ideale sein.

durchgeführt, die man erhoffen würde. Thuns Arbeit stellt einen nicht unbedingt glücklich zu nennenden Kompromiß zwischen Forschungsbericht und sprachwissenschaftlicher Analyse von Teilgebieten und Teilproblemen der Idiomatik in den wichtigsten romanischen Sprachen dar.

Was ist nun zu den Kapiteln des Buches im einzelnen zu sagen? Eine ausführliche Klärung der einschlägigen Terminologie in verschiedenen romanischen und nichtromanischen europäischen Sprachen erfolgt in Kapitel I. Diese wird – auch in der etymologischen Dimension – mit philologischer Akribie durchgeführt. Wertvoll, wenn auch z.T. etwas weitschweifig, sind hier insbesondere die Ausführungen zu Identifikation und Interpretation des Idiomatischen durch eine Reihe französischer Sprachwissenschaftler und Philosophen. Das Kapitel schließt mit einer Diskussion der Termini «wiederholte Rede» und «fixiertes Wortgefüge». Den letztgenannten Terminus in der Abkürzung FWG verwendet Thun in der Folge als generellen Terminus für idiomatische und phraseologische Einheit. Die daran noch anschließenden Ausführungen zum Status des Wortes bringen keinerlei neue Erkenntnisse, sondern stellen nur eine an dieser Stelle etwas unmotiviert wirkende Wiedergabe des Standes der Forschung dar.

Das II. Kapitel behandelt zwei zentrale Eigenschaften idiomatischer und phraseologischer Einheiten: Wiederholung und Fixiertheit. Nach gründlicher Prüfung kann man die Ausführungen des Autors zum Thema Wiederholung nicht sehr befriedigend nennen. Thun holt in seiner Darstellung zu weit aus: so z.B. kann man sich in der Tat fragen, was so disparate Bereiche wie Zitate aus der Bibel (Salomo) und die Alliteration in Namen von Helden aus Mickey Mouse (Daniel Düsentrieb) mit Wiederholung als konstituierendem Element idiomatischer bzw. phraseologischer Einheiten zu tun haben soll. Auch Themen wie «Gemination» und «Reproduzierte Rede», denen der Autor z.T. ausführliche Abschnitte widmet (p. 35 s. bzw. p. 37 s.), haben doch wohl nur sehr entfernt mit dem eigentlichen Thema zu tun. Die stellenweise ausufernde Darstellung in oftmals feuilletonistischem Stil, die Thuns Untersuchung auch in den folgenden Kapiteln manchmal anhaftet, legt die Vermutung nahe, daß der Autor primär Literaturwissenschaftler ist. Auch andere Mängel fallen ins Auge. So z.B. vermißt man im Abschnitt über Klischees einen Hinweis auf die Standarddarstellungen bei E. Partridge. Die Darstellung im Abschnitt «Wiederholung als konstitutioneller Faktor der FWG» (p. 46; das Wort «konstitutioneller» ist hier übrigens falsch gebraucht; es müßte heißen «konstituierender») ist recht schwammig. Thun trägt zahlreiche Beispiele aus thematisch und der Epoche nach weit auseinanderliegenden literarischen Werken zusammen, entwickelt aber keine konkrete Hypothese darüber, in welcher Form nun eigentlich Wiederholung FWG konstituiert bzw. welche Rolle sie bei der Konstituierung von FWG spielt. Der zweite Teil des II. Kapitels, der über Fixiertheit und FWG handelt, hat deutlich mehr Substanz als der erste Teil. Thun stellt hier die verschiedenen Möglichkeiten sprachlicher Fixierung und Fixiertheit sowie die verschiedenen Aspekte dar, unter denen sie betrachtet werden müssen. Eine klare Gliederung am Ende des Kapitels unterscheidet äußere Fixiertheit mit Untergliederung in situationelle und textpositionelle und innere Fixiertheit mit Untergliederung in materielle und inhaltliche Fixiertheit. Eine graphische Darstellung der behandelten Arten von Fixierung als Grobklassifizierung schließt das Kapitel ab.

Man würde nun eigentlich die empirische Analyse von FWG in romanischen Sprachen als Hauptteil der Arbeit erwarten. Was jedoch als Kapitel III folgt, ist eine Art Forschungsbericht, in dem die einschlägige Literatur dargestellt, resümiert und mit kritischen Anmerkungen versehen wird. Ein eigenes Beschreibungsmodell wird erst in Kapitel IV skizziert. Obwohl Kapitel III von Thuns Arbeit unter diesem Gesichtspunkt in einem gewissen Sinn eine Art Bruch darstellt, ist die ausführliche Aufarbeitung und Kritik der zum Thema vorliegenden Literatur ein Verdienst. Besonders die Darstellung der auch heute noch schwer zugänglichen

russischen Fachliteratur sowie einer Reihe unbekannterer Forschungsansätze ist ohne Zweifel wertvoll. Ergänzend zu erwähnen wäre hier von unserer Seite lediglich der Beitrag, den die Tagmemik K. L. Pikes zur Analyse phraseologischer Einheiten geleistet hat. Zwei kritische Anmerkungen sind zu diesem Kapitel jedoch noch zu machen. Problematisch sind die Aussagen, die Thun p. 86 zum Status der FWG in der *langue* macht. Man vermißt hier eine ausführlichere Begründung dafür, warum, wie der Autor behauptet, der *langue*-Begriff aus de Saussures *Cours* den Begriff des «Reproduzierbaren» so aushöhlen würde, «daß die FWG in der Masse des regelhaft Gebildeten verschwinden würden». Etwas verblüffend wirkt auch die Feststellung p. 95, wonach Sprichwörter zwar die Form eines Satzes haben, aber nicht auf der grammatischen Schicht des Satzes sondern auf der des Textes funktionieren. Man ist versucht, die Gegenfrage zu stellen: Welcher Satz funktioniert nicht auf der Schicht eines Textes? Im positiven Sinne bemerkenswert sind die Feststellungen, die Thun zur Remotivation von FWG in Wortspielen trifft.

Im Kapitel IV, dem eigentlich empirischen Teil der Arbeit, behandelt Thun die Isolation und Reintegration von fixierten Wortgefügen. Er versucht einleitend zunächst eine strikte Trennung von FWG und freien Wortgefügen durchzuführen. Zentrales Kriterium soll dabei anscheinend die «Produzierbarkeit» der freien Wortgefüge bzw. die «Reproduzierbarkeit» der FWG sein. Dabei sollen vor allem auch FWG von Schein-FWG unterschieden werden (p. 174ss.). Obwohl die von Thun p. 181 gegebene Aufstellung den Eindruck erweckt, daß das Problem der Unterscheidung zwischen FWG und freien Wortgefügen ohne Schwierigkeiten zu lösen ist, kann man sich im weiteren Verlauf des Kapitels des Eindrucks nicht erwehren, daß die gegebene Aufstellung die tatsächlichen Schwierigkeiten verschleiert. Diese Vermutung drängt sich auf, weil Thun im selben Kapitel an anderer Stelle zugeben muß, daß die Einteilung: FWG – Nicht-FWG in bestimmten Fällen durch eine graduelle Skala zu ersetzen ist (p. 251). Insgesamt kann der Teil von Kapitel IV, der über die Isolation handelt, nicht überzeugen: eine Konkretisierung der Begriffe «Produzierbarkeit» und «Reproduzierbarkeit» unterbleibt, und die Strukturen, die verantwortlich sind für die Isolierung von FWG, werden nicht ausreichend analysiert. Da hierfür vor allem semantische Strukturen in Betracht kommen, hätte man eine Komponentenanalyse und eine auf dieser basierende Typisierung erwartet, trotz der Problematik, die solchen Analysen heute anhaftet. Der zweite, wesentlich umfangreichere Teil von Kapitel IV, der die Reintegration von FWG zum Thema hat, ist in mehrere Teilabschnitte gegliedert. Behandelt werden u.a. das Verhältnis FWG und Produktivität, syntagmatische Reintegration, Aktualisierung von Komponenten von FWG und paradigmatische Beziehungen zwischen FWG analoger Form. Den Schluß des Kapitels bilden Bemerkungen zu FWG mit äußerer Fixiertheit und der Versuch einer Präzisierung der Klassifikation von FWG. Insgesamt gesehen kommt Thun in diesen Abschnitten zu interessanten Ergebnissen bezüglich der Variabilität von FWG und ihrem Verhältnis zu produktiven Sprachmustern. Bemerkenswerte Beobachtungen gelingen dem Autor vor allem bei der Analyse von Identifikationsproblemen (p. 209s.). Hier wird an idiomatischen Ausdrücken wie *homme de paille* und *homme de main* aufgezeigt, daß eine Einteilung in unidirektionale (endozentrische) idiomatische Strukturen und bidirektionale (exozentrische) idiomatische Strukturen sich durchaus nicht immer mit absoluter Sicherheit durchführen läßt. Eine kritische Bemerkung verdient der Abschnitt 5.3.2.1. «Aspektunterschiede» (p. 233ss.). Da es sich hier in der Beschreibung um morphologisch-syntaktische Prozesse handelt und nicht um grammatische, ist der Terminus «Aspekt» fehl am Platze. Es handelt sich um Unterschiede in der Aktionsart. Positiv zu bewerten ist die Zusammenfassung am Schluß des Kapitels, in der die Konsequenzen für die Klassifikation der FWG gezogen werden. Die undurchsichtige graphische Darstellung p. 252 schwächt diesen positiven Eindruck z.T. leider wieder ab.

Kapitel V behandelt die Stellung der FWG in der *langue*. Thun unternimmt hier in sehr kurzer und nur skizzenhafter Form den Versuch, die verschiedenen Arten und Grade der Integration von FWG in das System der Sprache darzustellen. Zwei Möglichkeiten werden unterschieden: lexikalische und grammatische Integration. Unter lexikalischer Integration werden Wortfeldstrukturen genannt. Was die grammatische Integration anbetrifft, so wird nur ein Hinweis auf FWG gegeben, die Aktionsartunterschiede ausdrücken. Abschließend fordert Thun einen *langue*-Begriff, in dem *langue* als dynamisches Gestaltungsprinzip begriffen wird. In einem «Schluß» betitelten Teil resümiert er seine Arbeit.

Insgesamt gesehen bringt Thuns Untersuchung eine nützliche Zusammenstellung und Diskussion des Forschungsstandes auf dem Gebiet der Phraseologie. Zu bemängeln ist jedoch vor allem, daß kein konzises Beschreibungsmodell entwickelt wird. Die empirische Analyse bleibt deswegen unvollständig und heterogen. Die originale Leistung des Buches besteht vor allem in der Untersuchung und Beschreibung von Reintegrationsstrukturen – zu kurz kommt die Analyse der inneren Struktur von Idiomen und Phraseologismen.

Joachim P. Schmole

★

HUGO PLOMTEUX, *I dialetti della Liguria orientale odierna*, Storia della lingua italiana e dialettologia, Bologna 1975, 2 vol., 1175 p.

Dieses Werk von Plomteux gehört zu den hervorragendsten Arbeiten der letzten Jahre auf dem Gebiet der italienischen Dialektologie. Das auf eigenen Aufnahmen basierende Glossar mit sprachwissenschaftlicher Interpretation ist wegweisend für andere Arbeiten dieser Art.

Dem Belgier Plomteux, der auch nach der Aussage von Giacomo Devoto den genuesischen Dialekt vollendet spricht und somit für Dialektaufnahmen in diesem Raum besonders geeignet ist[1], gelang es, eine dialektologisch interessante Gegend zu erschließen, welche seit den Studien von Parodi zu Beginn unseres Jahrhunderts vernachlässigt wurde.

Plomteux schreibt in seiner Einleitung (p. 9) zu Recht: «la Liguria, nonostante il particolare interesse che riveste da questo punto di vista, è una delle zone finora meno esplorate dai dialettologi».

Nach dieser umfassenden Studie von Plomteux über das Ostligurische und dank der Untersuchungen von Arveiller und Azaretti für das Westligurische hat sich diese Situation entscheidend verbessert[2].

Für das Ostligurische besaßen wir bisher nur Sprachaufnahmen für folgende Orte:

* Camogli ALI P. 86
Zoagli AIS P. 187
* Borzonasco ALI P. 87
* Sestri Levante ALM (Aufnahme durch Plomteux)
* Moneglia ALI P. 91
* Monterosso al Mare ALM (Aufnahme durch M. Cortelazzo)

[1] PLOMTEUX, Einleitung (p. 19 N 39): «Dato che il dialetto mi era più o meno familiare fin dall'inizio, mi sono trovato in una posizione non molto dissimile da quella del raccoglitore 'indigeno'».

[2] R. ARVEILLER, *Etude sur le parler de Monaco*, Monaco 1967; E. AZARETTI, *L'evoluzione dei dialetti liguri esaminata attraverso la grammatica storica del Ventimigliese*, San Remo 1977.

* Sesta Godano ALI P. 92
Borghetto di Vara AIS P. 189
* Biassa ALI P. 93
Castelnuovo Magra AIS P. 199
* Ortonovo ALI P. 94

Von diesen 11 Aufnahmeprotokollen sind nur die drei *AIS*-Punkte publiziert.

Die unedierten Materialien (*) waren Plomteux in Turin und Padua zugänglich und konnten in sein Wörterbuch integriert werden.

Das von Plomteux erforschte Gebiet umfaßt den Raum zwischen der ligurisch-emilianischen Wasserscheide des Apenninkammes und der Küstenzone des Mittelmeeres bei Lavagna. Dieses Apennintal war zum Zeitpunkt der Sprachaufnahmen von Plomteux verkehrsmäßig noch nicht erschlossen und deshalb von großem dialektologischem Interesse[3].

Besondere Beachtung verdienen die 56 Sprachkarten für Ligurien (Punkte des *AIS* und des *ALI*), welche auf diese Art die Materialien des *ALI* für diese Region erstmals zugänglich machen.

Die Sprachaufnahmen von Plomteux umfassen Zehntausende von Sätzen und eine gewisse Anzahl von Tonbandaufnahmen, die sich vorwiegend auf den bäuerlichen und handwerklichen Wortschatz beziehen, auf die Tier- und Pflanzenwelt, den menschlichen Körper, Krankheiten und die Volksmedizin.

Das vorliegende zweibändige alphabetische Wörterbuch ist ein Teil der in Löwen eingereichten Doktorarbeit, welche zusätzlich noch folgende Abschnitte enthält:

Parte introduttiva e metodologica. Fonetica, fonologia, morfologia (XCVI + 214 p.)

La vita della valle rispecchiata nel suo lessico e sintesi
(540 p. + 93 fotografie fuori testo).

Ausschnitte der Tonbandaufnahmen wurden von Plomteux veröffentlicht:

Due brani in Ligure orientale: lavorazione delle olive e delle castagne, AGI 54 (1969), 206–226.

Il lavoro «sul terrreno»: mezzi e metodi di trasporto in Val Graveglia, Quaderni storici 31 (1976), 263–279.

Dank der vergleichenden Aufnahmen, welche das gesamte Val Graveglia mit den Seitentälern umfassen, hat Plomteux den Grundstein gelegt für ein etymologisches Wörterbuch des Ligurischen.

Den Dialekt des Val Graveglia charakterisiert der Verfasser mit folgenden Worten:

Introduzione (p. 22): «Diciamo che la parlata della Val Graveglia è un dialetto di tipo genovese, con in più certi tratti di rusticità, con degli arcaismi e con caratteristiche dovute ad influssi che a Genova non si fanno sentire».

An lexikalischen Relikten finden sich Formen wie *zǒğa* 'giovedì' (<JOVIA), oder *ankǒ* 'oggi', die im Genuesischen heute durch phonetische Adaptationen von it. *giovedì* und *oggi* ersetzt sind, in den ligurischen Randgebieten aber noch weiter leben.

Neben den eigenen Sprachaufnahmen aus dem Val Graveglia war Plomteux bemüht, die ligurischen Parallelformen aufzuführen, so daß seine beiden Glossarbände für die ligurischen

[3] PLOMTEUX (p. 14): «Al momento delle mie indagini, alcuni centri fra i più popolosi erano ancora irragiungibili con automezzi. Altre strade non erano asfaltate, o lo erano solo per pochi chilometri.» Es handelt sich also um eine vorwiegend Landwirtschaft treibende Gegend, die als abgeschlossen und archaisch bezeichnet werden kann.

Dialekte im allgemeinen repräsentativ sein werden, solange noch kein *Tesoro dei dialetti liguri* vorliegt[4].

Die Angaben von Plomteux sind auch für sprachgeographische Studien von Interesse, da er die geographische Ausdehnung lexikalischer Typen angibt[5].

Die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit der Materialien von Plomteux zeigen sich am besten, wenn ich für drei Lemmata versuche, die Angaben zu überprüfen.

1° areskűsu, in *d areskűsu* «furtivamente, di nascosto, all'insaputa di» VGrav (*d areskűzu* a Statale): *al e anå d areskűsu de sõ pwę̃* «ella è andata all'insaputa di suo padre».

D'arrescoso «di soppiatto» anche a Genova (Casaccia 294), comp. *askűsu* part. passato di *askúnde* «nascondere» (cfr. qui sotto e le forme letterarie di *ascoso* nel GDLI I 728 del Battaglia). Delle espressioni avverbiali col signif. «di soppiatto» esistono anche in galloromanzo (FEW I 9a–b, con molte forme composte con *re-* come *de rescoundus* «di nascosto» nel dial. di Colognac, ecc.) ed in iberoromanzo antico (DELC II 356–357, *esconder*). In Liguria si tratta verosimilmente di un gallicismo di antica importazione.

Zu ergänzen wären vielleicht die angrenzenden emilianischen Formen: Valle del Taro *da rescoso* loc. avv. 'di nascosto' Emmanueli, ferrar. *d'arscos* Nannini.

Da ven. a. *rescoso* agg. 'nascosto' in den *Disticha Catonis Tobler* 81 aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vorkommt und *en rescoso* 'di nascosto' im *Panfilo Tobler* (*AGI 10*, 226), scheint mir nicht erwiesen, daß es sich um einen Gallizismus handelt.
Cf. friul. *riscôs* 'nascosto' PironaN

2° ašidyów, agg. «leggermente indisposto di salute (Cog 4, Tol); molto nervoso, pieno di preoccupazioni, strapazzato dal troppo lavoro (Rep 1)».

Indirettamente da *accídia*, *acédia* «scoraggiamento, indifferenza», termine ecclesiastico diffuso (per via non popolare) sporadicamente in francese (FEW XXIV 94b), in iberoromanzo (DEEH n° 80) e soprattutto nel dominio italiano. Per le forme dialettali italiane si vedano soprattutto Prati AGI 17 (1910–1913) 417 e EtVen 167 (molte forme venete, con discussione etimologica), VocDialSvIt I (1952–1965) 377 (molte forme lombarde sotto *azidi* «repentino impeto di rabbia»), AGI 16 (1902–1905) 195, DEI I 27 (*accidia* e deriv.), REW 90 *acēdia*, ecc. Per la Liguria e zone limitrofe ricordo il genovese *ascidiâ* «importunare, infastidire» (Casaccia 79), onegliese *ascidioà* «id.» (Dionisi 19), monferrino *sidièse* «affaticarsi molto» (Ferraro 107). A Sanremo IM *ascidiau* «assillato, preoccupato» (Carli 28).

Anstelle von it. *accídia*, *acédia* 'scoraggiamento, indifferenza' könnte man it. a. *accidiato* (di + inf.) agg. 'preso da accidia, accidioso, tediato' (1306, Jacopone, B; Cavalca, B) anführen.

3° skundãya, s. f. «gioco di nascondersi» Cog 1 (altrove nella valle: *skundilű*).

Tipo isolato in *-aria* (ma cfr. *skundaõa* a Sesta Godano SP: ALI q. 1358, punto Cd 20; non può essere l'it. antico *nascondaglia* DEI IV 2549, che darebbe *-ágă*).

Diese Form ist keine isolierte Ableitung auf -ARIA, sondern dürfte als Ableitung auf -ALIA zu interpretieren sein. Die geographische Verbreitung reicht vom Veneto über die Emilia bis nach Korsika: Firenzuola *skundáya* f. 'gioco di nascondersi' (Casella, *StR 17*, 33),

[4] *Introduzione* (p. 21): «solo per la Liguria e le zone limitrofe alla mia valle mi sono prefisso di essere alquanto completo, valendomi anche di certe raccolte lessicali di difficile consultazione.»

[5] *Introduzione* (p. 21): «A tal proposto cerco di indicare per ogni voce l'area di diffusione ...»

poles. *zogare a scondâgia* 'fare a rimpiattino' Mazzucchi, corso *scrundaglia* 'rispostiglio' Falcucci, *scundaglia* 'vano nel pavimento della cucina; nascondiglio nei muri' *ib.*

Azaretti gibt für das Westligurische Beispiele der Entwicklung von -ALIA, *batezaglie* pl. 'dolci offerti in occasione del battesimo' (§ 243), *brügaglia* 'bricciola' *ib.*, *büscaglia* 'fuscello' *ib.*

Insgesamt handelt es sich bei diesem Wörterbuch von Plomteux um eine zuverlässige Materialbasis mit einer umsichtigen sprachwissenschaftlichen Interpretation, welche für das Ostligurische eine sichere lexikologische Orientierungsmöglichkeit bietet und wegweisend sein wird für lexikalische Untersuchungen anderer Dialektregionen.

Max Pfister

★

GAETANO BERRUTO, *L'italiano impopolare. Uno studio sulla comprensione dell'italiano*, Napoli (Liguori) 1978, 166 p. *(Strumenti linguistici 11)*.

> «Lo sviluppo tecnologico ha fatto passare nel breve volgere di anni da un universo della comunicazione dominato da forme esistenti da centinaia di migliaia di anni a un universo, in cui non solo accanto al linguaggio parlato si è sviluppata la galassia Gutenberg, ma sono nate altre innumerevoli galassie: dalla galassia Bell alla galassia Lumière, alla galassia radiofonica, televisiva» (T. De Mauro)[1].

Rispetto ai due suoi precedenti volumetti apparsi in questa medesima Collana[2], l'autore ha compiuto un notevole passo in avanti a favore di un approccio alle problematiche linguistico-generali e sociolinguistiche che tenga conto in misura non trascurabile (ma non esclusiva) delle indagini svolte direttamente sul campo[3]. Ci spieghiamo meglio: non vogliamo assolutamente asserire che nei due contributi anteriori lo studioso torinese abbia di proposito accantonato i dati empirici perchè essi disturbassero le sue considerazioni metalinguistiche e teoriche o perchè una troppo eccessiva preminenza riservata ai *Realien* finisse per inficiare qualsiasi progresso nella speculazione scientifica. In effetti in quei testi si intendeva esclusivamente fornire un quadro generale dello *state of art* delle branche linguistiche interessate. Tuttavia, se è vero che qualsiasi teoria linguistica o sociolinguistica è opportuno che prenda spunto da almeno qualche *suggestion in re* per trovare poi un'adeguata e talora determinante verifica in un'applicazione che possa concernere la linguistica applicata o la glottodidattica[4], non si dovrà peraltro trascurare il fatto che non raramente un'acritica adesione alle applicazioni o alle varie sperimentazioni anche nel settore di nostro interesse conduce ad accusare

[1] TULLIO DE MAURO, *La crisi della pedagogia linguistica tradizionale. Ipotesi e problemi per la costruzione di una educazione linguistica democratica che utilizzi i prodotti e i valori della tradizione*, in: R. SIMONE (a cura di), *L'educazione linguistica*, Roma 1976, p. 343, col. 1. (= *Scuola e città*, 8/9 [1976]).

[2] *Nozioni di linguistica generale*, Napoli 1974 (n. 1), e G. BERRUTO – M. BERRETTA, *Lezioni di sociolinguistica e linguistica applicata*, Napoli 1977 (n. 8).

[3] Un anticipo di ciò egli stesso aveva fornito con il significativo contributo *Uso di italiano e dialetto a Bergamo. Alcuni dati*, *Rivista italiana di dialettologia 1* (1977), 45–78. Tuttavia il libro ora recensito rappresenta ovviamente un notevole ulteriore avanzamento.

[4] In genere non si procede – a nostro avviso erratamente – ad una chiara e netta diversificazione tra ciò che costituisce l'estensione di un modello (o di una teoria) ad una determinata lingua – *tout court* linguistica applicata – e l'utilizzazione di questo medesimo per l'insegnamento effettivo di tale lingua. Nel primo caso ci troviamo di fronte – è inutile nasconderlo – a ricerche che mirano esclusivamente a provare la validità (o meno) di un certo modello, nel secondo si ha a che fare con prevalenti implicazioni pragmatiche e scolastiche.

le teorie di speculativismo o di un piatto e deprecabile descrittivismo vicino – *mutatis mutandis* – alle analisi tassonomiche dei bloomfieldiani o a quelle classificatorie del tradizionale approccio alle lingue.

A questo punto il lettore incuriosito si domanderà che cosa abbia inteso l'autore, lungo quali linee abbia condotto la sua indagine teorico-pratica, a quali risultati sia approdato. Vediamo dunque di esporre le linee di fondo del presente saggio.

Il tema della comprensione dell'italiano è già stato affrontato tanto da qualche linguista impegnato[5] quanto da funzionari interessati a sondaggi compiuti da organi delegati alle comunicazioni di massa[6], e quindi non rappresenta in sè nulla di estremamente sconosciuto. Tuttavia c'è da osservare che la problematica non ha finora riscosso l'interessamento che pure avrebbe meritato. Non si può poi tacere che non sono mancate ricerche anche da parte di studiosi di psicolinguistica[7]: peraltro essi si sono limitati a considerare materiali lessicali semplici o comunque non problematici, tali da permettere un accostamento fruttuoso all'operazione mentale detta «comprensione». Tuttavia – come nota l'autore a p. 11 della «Premessa» – «un conto è che ogni parlante non disturbato patologicamente capisca *le formiche mangiano la gelatina*, un altro conto è che cosa si capisce e che cosa non si capisce, o si capisce male, della lingua corrente nei suoi usi di massa e para-tecnici». Chiarite queste premesse di inquadramento del tema, viene evidenziato lo scopo di fondo del saggio, l'intenzione di condurre un'indagine sulla variabilità sociolinguistica della comprensione della lingua italiana, tale da favorire un'autocoscienza da parte degli utenti fruitori (aspetto sociologico) e un tentativo di inquadramento dell'organizzazione lessicale dell'italiano (aspetto semantico *lato sensu*).

L'opera si articola in sei capitoli: *Introduzione (la competenza semantica ed il problema della comprensione lessicale; la situazione sociolinguistica dell'italiano contemporaneo)*, *Ricerche italiane sulla comprensione lessicale (l'ignoranza del popolo; comprensione del linguaggio della televisione; sondaggi nella scuola)*, *Un'indagine sul campo (svolgimento dell'inchiesta; il questionario; alcuni risultati; che cos'è difficile?)*, *Parole e testo. Altri dati empirici (comprensione del testo e conoscenza lessicale; una definizione di «enciclopedia»; sulla via del «testo»)*, *Meccanismi dell'incomprensione (la «lectio facilior»; l'affinità del significato; la risemantizzazione; inferenze debite ed indebite; comprensione lessicale e strutture semantiche)*, *Conclusioni*.

Nel capitolo iniziale si asserisce che la competenza semantica si articolerebbe in varie sottocompetenze (ad esempio: associazione segno/contesto; utilizzazione dei significati letterali ed allusivi; giudizi sul significato; parafrasi; definizione; spiegazione; conoscenza logico-denotativa dei referenti; ...), una delle quali sarebbe costituita dalla abilità di comprensione lessicale; essa è certo in relazione mutua con altre capacità cognitive, ma nella ricerca presente l'autore ha inteso autolimitarsi al settore linguistico, evitando così di rendere conto del nesso comprensione lessicale/conoscenza referenziale. Dal punto di vista epistemologico, la predetta

[5] Cf. L. Renzi – P. Ellero – M.G. Lo Duca – G. Moro e L. Vanelli, *Limiti della comprensione della lingua dei giornali a Padova e dintorni*, in: *AA.VV.*, *L'educazione linguistica*, Padova 1975, p. 80–97; L. Renzi *et alii*, *Limiti della comprensione della lingua dei giornali a Padova e dintorni*, in: R. Simone – G. Ruggiero (a cura di), *Aspetti sociolinguistici dell'Italia contemporanea*, Roma 1977, p. 479–498 (quest'ultima è una versione ampliata e qua e là ritoccata del precedente contributo).

[6] Ricordiamo – a titolo d'esempio – *RAI. Radiotelevisione italiana*, *Esperienze di ricerca sulla comprensione di programmi televisivi*, a cura di C. Graziani, Roma 1974 *(Quaderni del servizio opinioni 24)*.

[7] Cf. H. H. Clark, *Semantics and Comprehension*, in: Th. A. Sebeok (a cura di), *Linguistics. Linguistics and Adjacent Art and Sciences*, vol. XII, The Hague-Paris 1974, p. 1291–1428. Più in generale si può consultare: H. Hörmann, *Psycholinguistics*, Berlin-Heidelberg–New York 1971.

comprensione non andrà confusa con la percezione (è possibile «capire» senza «comprendere»), nè con la conoscenza del vocabolario (esiste inclusione della comprensione in quest'ultima); ed inoltre sarà opportuno sceverare la impressione (ricettiva) dalla parafrasi (produttiva)[8]. Esaurito il polo più prettamente linguistico, si passa a delineare qualche aspetto della situazione presente della lingua italiana con riguardo alla sfera sociale: si può parlare di un bilinguismo tra lingua nazionale e varietà dialettali (con frequenti oscillazioni intermedie dovute a fattori culturali, di età, sociali, di istruzione), con la tendenza ad un ruolo sempre più ridotto del dialetto (perdita di validità delle relative fonologia e morfosintassi; conservazione della competenza lessicale dialettale solo passiva rispetto a quella attiva). Tra i fattori che hanno – diciamo così – favorito l'intervento demolitore della lingua nazionale sul dialetto possiamo ricordare la necessità di comunicazione tra classi sociali differenti e la forse imprevista esplosione dei *mass-media*.

Nel capitolo successivo si fa il punto sulle conclusioni a cui erano giunte già precedenti ricerche compiute in tempi più o meno vicini a noi: quelle di Lombroso-Carrara[9] e Lussana[10] (giungenti ad asserire che l'ignoranza popolare è una «landa desolata», e che esiste un abisso separante «la mentalità contadina del Mezzogiorno dalle classi proletarie delle città»); di intervistatori della RAI[11] (indagini sul linguaggio politico o tecnico: forti sono le correlazioni tra grado di comprensione, interesse, classe sociale ed istruzione; la distinzione di sesso – legata spesso al grado di istruzione – sarebbe non indifferente); di Renzi[12], Coveri-De Nardis[13], Simone[14], Parisi[15] (rilevanti le conclusioni di quest'ultimo: già a tre anni si presenta una differenza di comprensione dovuta al livello socio-economico di partenza, alla frequenza dell'asilo).

Nel terzo capitolo l'autore espone i dati di un'indagine compiuta tra il gennaio e l'aprile del 1977 a Bergamo, ricerca effettuata col proposito di «saggiare la qualità dell'italiano 'vissuto' da una comunità urbana e provinciale» (p. 44). I questionari compilati e ritenuti validi risultarono 260, ed erano stati distribuiti a persone di tutte le età, grado di istruzione e sesso differente. Di proposito ci si limitò a considerare solo un piccolo campione di lavori e a sottoporre materiali scritti. Le varie interviste furono affidate a ricercatori differenti, i quali dovevano non imporre limiti di tempo alle persone testate[16]. Interesserà ovviamente la disposizione dei contenuti del questionario: esso comprendeva tre sezioni, concernenti rispettivamente a) richieste di dati anagrafici di fondo, frequenza dei *mass-media* e autocoscienza di essi (21 domande[17]); b) giudizi di comprensibilità e correttezza (5 domande[18]);

[8] Tuttavia nel seguito del suo lavoro BERRUTO non tiene molto presente la distinzione comprensione/parafrasi, giacché parla anche di una comprensione attiva/passiva.

[9] P. LOMBROSO – M. CARRARA, *Nella penombra della civiltà (Da un'inchiesta sul pensiero del popolo)*, Torino 1906.

[10] Cf. F. LUSSANA, *Lettere di illetterati. Note di psicologia sociale*, Bologna 1913.

[11] Vedi il tipo menzionato alla N 6. Esso costituisce una miscellanea di ricerche compiute in ambiti differenti a partire dal 1964.

[12] Cf. N 5.

[13] L. COVERI – A. DE NARDIS, *Lingua italiana e giovani leve operaie. Indagine sociolinguistica in un centro di formazione professionale a Genova*, in: R. SIMONE – G. RUGGIERO, *op. cit.*, p. 235–272.

[14] R. SIMONE, *L'educazione linguistica per gli adulti*, Roma 1976.

[15] D. PARISI, *Sviluppo del linguaggio e ambiente sociale*, Firenze 1977.

[16] In genere però il questionario portò via al massimo un'ora di orologio.

[17] Ad esempio: luogo di nascita e di residenza, sesso, età, attività, istruzione; uso del dialetto; lettura dei giornali; frequenza di visione dei programmi radio-televisivi; grado di comprensione di essi (p. 49–50).

[18] Del tipo: in «Ci ho detto che faceva meglio a non venire, ma lui non mi ha ascoltato» c'è qualcosa di poco comprensibile? (p. 50).

c) un certo numero di brani contenenti i termini dei quali si richiedeva poi il significato (28 domande[19]). Il materiale della terza parte è stato ricavato da precedenti inchieste[20], da volantini[21], da registrazioni televisive, da enciclopedie e giornali[22]. In linea generale si è preferito evitare termini troppo tecnici, senza peraltro scegliere *items* eccessivamente banali; inserire il termine scelto in contesti realistici; formulare le parafrasi entro le quali l'intervistato doveva scegliere una risposta, in stile accessibile. Ricavati i dati, li si è elaborati a seconda di differenti variabili (sesso ed età; grado di istruzione; ceto; autovalutazione). Alcune conclusioni: l'istruzione è il fattore determinante (vi è maggiore salto tra istruzione elementare/media ed istruzione universitaria), seguito dal ceto (gli impiegati sono favoriti rispetto agli operai, ai contadini, alle casalinghe); il sesso ha una sua rilevanza se combinato ad altri fattori; l'età è da non trascurarsi (i più giovani sono favoriti rispetto agli anziani). Tra i termini più difficili ricordiamo nell'ordine di difficoltà decrescente: *reazionario, prestatore d'opera in quiescenza, compagnia monopolistica, stillicidio, eufemismo, abrasivi, servofreno, esame istologico, ... Reazionario* non sarebbe più correttamente compreso in ragione dell'usura semantica a cui è stato sottoposto; *compagnia monopolistica* per i due «distrattori» *monopolistico* come «legato al monopolio di Stato» e *monopolistico* come «commerciante generi di monopolio»; *abrasivi* per il riferimento ai detersivi in polvere; e così via. Si potrebbe pensare che le parole ricercate e settoriali risultino meno comprensibili di quelle comuni. Eppure ciò non si verifica proprio per l'influenza massiccia delle telecomunicazioni. Sarebbe inoltre ipotizzabile che le parole con un'area semantica propria siano più facili di quelle con senso ristretto; che le parole più fortemente connotate emotivamente siano più facili di quelle neutre; che le parole di significato concreto siano più accessibili di quelle con senso astratto. Peraltro dalla ricerca compiuta dal Berruto non risulta affatto provato ciò, o per lo meno non è sufficientemente confortato. Si affaccerebbe allora l'ipotesi che «le ragioni dell'incomprensione [vadano] cercate nella stratificazione socio-economica-culturale..., la cui posizione in seno alla comunità ne condiziona l'orizzonte di 'sapere'» (p. 99).

Nel capitolo quarto l'autore cerca di estendere al testo la propria ricerca, fornendo prima dei *tests* richiedenti la parafrasazione dei termini di un brano, poi interi brani da parafrasare interamente. Questa seconda parte della ricerca è stata parimenti compiuta a Bergamo – tra il dicembre 1977 ed il gennaio 1978 –, ma era rivolta solamente a studenti medio-superiori o universitari del capoluogo di provincia[23]. I materiali furono tratti dalla *Enciclopedia Europea Garzanti*, da un libro di U. Eco, da *Nuova società* ecc. Tra i termini meno capiti, ricordiamo *eterodiretti, etnìa, committenti, coatta, ludico-aggregativa*. Un altro sondaggio riguardò la definizione di *enciclopedia*[24]: il rapporto tra risposte esatte/errate/mancate fu di 5/15/9. È importante sottolineare che Berruto cerca di chiarire la struttura della predetta definizione – articolata in numerose frasi incassate e subordinate – in un

[19] Forniamo un'esemplificazione: «Luisa è una ragazza molto introversa VUOL DIRE □ Luisa è una ragazza molto allegra ed espansiva □ Luisa è una ragazza intelligente □ Luisa è una ragazza dal carattere chiuso □ ...» (p. 51).

[20] Dai lavori di Renzi (N 5) e Coveri-De Nardis (N 13).

[21] Del Movimento Studentesco di Bergamo.

[22] *Epoca* e *Il giornale di Bergamo*.

[23] Già questa scelta limitata a persone dotate di cultura e competenza linguistica medio-superiore dovrebbe mettere in guardia il lettore. Se si tengono poi presenti i risultati forniti dagli intervistati – risultati piuttosto deludenti – si comprenderà come l'autore abbia forse sbagliato a fornire dei contesti eccessivamente formalizzati.

[24] Così tratta dalla *Enciclopedia Europea Garzanti:* «processo di insegnamento e apprendimento con il quale si mette in grado un individuo di ricevere e di trasmettere una comunicazione attraverso la parola scritta». Confessiamo di non essere riusciti ad arrivare a tanto, pur avendo riflettuto a lungo!

albero complesso, ed indichi i punti più difficili di comprensione della sintassi superiore con lettere (*a*, *b*, *c*, ...) riferentesi ad incassamenti tra prima subordinata e seconda subordinata, e così via. Infatti risulta che proprio dalla consapevolezza dei differenti incassamenti sintattici deriva anche (o è derivata) la comprensione macro-semantica.

Il capitolo quinto è probabilmente il più interessante, giacchè in esso si tenta di palesare i meccanismi che sottostanno presumibilmente alla comprensione. Il primo elemento rilevante è costituito dalla *lectio*, secondo la quale il parlante tenta di sostituire la parola difficile con un'altra maggiormente agevole. A questo punto può scattare la malcomprensione secondo uno schema esemplificativo del seguente tipo (per *circoscritto*):

Significante

X *(circoscritto)*	=	«X» (?)
↓		↑
Y *(sottoscritto)*	=	«Y» («firmato») (p. 129)

Questo significherebbe che i lessemi sono classificati in base alla forma. Una seconda possibilità è rappresentata dalla inclusione/contiguità/antonimia (ecc.) di un termine in/con altre parole ad esso imparentate semanticamente. Da non sottovalutare saranno altresì la risemantizzazione (una reinterpretazione libera: ad esempio *etnìa* significherebbe «popolarità: *etnìa* come 'caratteristica del popolo' e pertanto *popolarità*») e l'influenza inferenziale (*economia* come «ristrettezza, avarizia, parsimonia»). Nel complesso il meccanismo che in genere agisce è quello a quadrilatero poco prima presentato e così generalizzabile[25]:

1) termine da capire		4) significato attribuito a 1), con riverbalizzazione
↓		↑
2) termine noto (o creduto tale)	→	3) significato presunto di 1) tramite 2)

Pur asserendo che i termini lessicali possono essere ordinati secondo significante significato o tratti semantici e sintattici, il linguista italiano preferisce onestamente non pronunciarsi chiaramente a favore dell'una o dell'altra ipotesi, in mancanza di ulteriori dati e conoscenze. Avanza peraltro l'ipotesi che «le proprietà semantiche delle parole siano presumibilmente tali da dare luogo a diversi tipi di classificazione ed organizzazione, probabilmente circolari» (p. 145[26]). Nonostante questa allettante proposta, suscettibile ovviamente di approfondimenti, l'autore conclude chiedendosi «ma, dietro alla parola, ci sta che cosa?... Entriamo qui nel cuore della teoria del significato, e ci fermiamo subito» (p. 146–147[27]).

Nel capitolo terminale Berruto sottolinea l'imprescindibilità di due settori di studio degni di approfondimenti, l'indagine sociolinguistica su più larga scala e lo studio dei meccanismi «profondi» di comprensione.

Il volume è chiuso da un'ampia bibliografia[28], e dagli indici analitici, dei termini e dei cognomi.

[25] L'autore ha tenuto presente l'ipotesi avanzata da D. Bolinger, *Aspects of Language*, New York 1975, p. 413–415.

[26] «Si tratta di percorso od itinerari che partono da qualunque punto e non arrivano a nessun punto finale, ma danno luogo a vari, infiniti *semantic networks* con più o meno nodi in comune» (p. 61).

[27] Ammiriamo l'onestà di comportamento dell'autore, il quale – in mancanza di una soddisfacente ipotesi personale sulla struttura semantica – preferisce limitarsi ai dati empirici, agli aspetti morfosintattici e lessicali. In tal modo si è preventivamente cautelato dal rischio di eventuali ben più probanti critiche; tuttavia avrebbe fatto bene – ma è una nostra opinione personale – a formulare a grandi linee qualche sua proposta.

[28] Comprende circa 160 titoli, di autori italiani e stranieri.

L'impressione generale che si ricava da una attenta lettura del volume è positiva. L'autore ha proceduto molto oltre le precedenti ricerche, cercando di tenere presenti l'aspetto sociale e quello linguistico. I risultati a cui di volta in volta è approdato non sono certo rivoluzionari o strabilianti, ma degni di notevole credibilità, raggiunti in seguito ad accurate ricerche ed elaborazioni di dati. Anche le tematiche laterali – tutte interessantissime – a cui si accenna nel testo vengono riprese con notevole rigore e con indicazioni bibliografiche talora sconosciute anche ad un addetto ai lavori[29] nelle ricchissime note. Era quindi – questa – una ricerca che ci si attendeva da tempo e che è finalmente giunta.

Tra i punti sui quali saremmo leggermente in disaccordo con l'autore ricordiamo: la sua programmaticamente rifiutata elaborazione dei dati con riguardo ad indagini statistiche (anche per la confessata ignoranza di questa disciplina da parte di Berruto); il fatto che molti vocaboli ricorrenti nei *tests* ci paiono effettivamente molto difficili: ad esempio *etero-diretti* o *etnia* non faranno entrare in crisi anche qualche docente universitario? Infine un aspetto più psicolinguistico: gli intervistatori si sono rivolti ai soggetti intervistati presentando la serie dei *tests* come indagine promossa dalla RAI; inoltre – nella seconda indagine – gli studenti universitari bergamaschi saranno certo stati avvertiti dello scopo del *test* loro sottoposto. Ora, ci sembra che possa sorgere un interrogativo: non è possibile che tanto i primi quanto i secondi abbiano cercato di fornire delle risposte linguistiche parafrastiche migliori di quelle che avrebbero dato in condizioni normali, e ciò sulla base di una maggiore motivazione? Se ciò fosse vero, se ne dedurrebbe – almeno a livello di ipotesi suscettibile di verifiche – che i risultati positivi siano forse leggermente superiori alla realtà effettiva. Oppure – per inverso – è possibile che alcuni soggetti siano comunque rimasti emozionati, ed abbiano fornito esiti peggiori di quelli a cui normalmente essi stessi danno adito. Ammettiamo però che è estremamente difficile riuscire ad ottenere risposte più «veritiere» in condizioni più «normali»; una possibilità sarebbe quella di ricorrere a registrazioni tramite apparecchi nascosti, ed a intervistatori conosciuti familiarmente dagli intervistati. Meglio ancora sarebbe riuscire a sollevare il problema del significato di un termine nel modo più informale possibile. Ma queste osservazioni riguardano più che altro la qualità del reperimento dei dati. Quanto alla quantità, ci pare forse leggermente sfibrante sottoporre *tests* di 25 voci tutte di seguito. A parte questi aspetti metodologici, il libretto merita la più seria attenzione in ambiente italiano e non passerà inosservato certamente all'estero. Un aspetto che forse risulterà ambiguo è costituito dal titolo, giacchè chi non abbia letto l'intero libro potrà interpretare «impopolare» nella duplice accezione «contro il popolo» o «non-popolare». Che poi la lingua esoterica di oggi finisca per divenire antipopolare è comunque assodato.

Furio Murru

★

MONICA BERRETTA, *Linguistica ed educazione linguistica. Guida all'insegnamento dell'italiano*, Torino (Einaudi) 1977 [ma 1978], 430 p.

Negli ultimi anni il problema dell'insegnamento della lingua madre – sulla base di criteri informativi e formativi attuali, sperimentati e su cui sia possibile contare – ha sempre più interessato i ricercatori linguistici, dopo che l'approfondimento delle basi e dei principi maggiormente recenti connessi alla linguistica teorica aveva praticamente monopolizzato

[29] Ci limitiamo ad un esempio: G. VACCARINO, *La chimica della mente. La semantica ricondotta alle operazioni costitutive dei significati*, Messina 1977.

l'attenzione e l'impegno di numerosi e qualificati ricercatori. Tale fatto – indubbiamente legato all'aumento di importanza della pragmatica *sensu lato* – ha evidenziato una più manifesta attività degli addetti ai lavori universitari al fine di apprestare materiali didattici (unità, batterie) utilizzabili direttamente dai docenti, in vista del completamento o della modernizzazione delle loro conoscenze e della loro formazione sugli sviluppi della linguistica anche relativamente al miglioramento di rendimento del processo comunicativo nell'*iter* glottodidattico. Si spiega e giustifica così la comparsa di manuali di linguistica applicata e di libri scolastici aspiranti a trasmettere ai docenti nozioni scientifiche solo o anche *ad usum delphini* e proposte concrete che non lascino da parte i domini della psicolinguistica e della sociolinguistica[1]. Sarebbe inutile sottolineare che sovente queste pubblicazioni rispondono a fini commerciali[2], il che comporta quasi inevitabilmente la riduzione ai minimi termini dell'aiuto effettivo fornito agli interessati nel processo glottodidattico: i predetti testi in effetti o si abbandonano a trivializzazioni che perdono di vista i tratti più tipici del/dei modello/i che li ispira, o debbono essere giudicati come grossolane estensioni all'italiano di teorie linguistiche, senza la minima attenzione alla variabile capitale dell'insegnamento grammaticale implicito ad un livello d'età cronologico-mentale iniziale (i primi tre anni della scuola media).

È dunque difficile ottenere un giusto, equilibrato e fruttuoso dosaggio tra lo scientifico ed il didattico, la teoria e la pratica, evitando di imbonire gli insegnanti con ipotesi speculative non eventualmente verificabili nel momento effettivo del processo didattico e parimenti di abbandonarsi e fornire suggestioni *in actu* azzardate ben lontane da batterie glottodidattiche non implicite ed «annegate» con ogni cura ed attenzione in ipotesi teoriche a monte conosciute solo dai professori e non dai discepoli.

A questi rischi, ai quali per correttezza ed obiettività abbiamo creduto di dover brevemente fare allusione, sembra sottrarsi il libro ora considerato, grazie all'attitudine della B. a privilegiare – in una giusta e continua presenza simultanea e a seconda delle circostanze – la teoria o la pratica, la scientificità o le informazioni di volgarizzazione: attitudini certamente dovute alla esemplare preparazione ed agli universali interessi (morfosintassi, semantica[3], pragmatica, psico- e sociolinguistica, glottodidattica[4]) del resto augurabili ed auspicabili in un docente di Didattica dell'italiano, quale è di fatto la B. presso l'Istituto universitario di Bergamo.

L'opera si apre con un primo capitolo relativo ad un inquadramento generale (e non generico!) del rapporto tra linguistica e glottodidattica, con particolare evidenziazione degli obiettivi e delle condizioni teoriche dell'insegnamento grammaticale tradizionale fornito nelle scuole. Tra gli obiettivi vale la pena di sottolineare in questa sede il fatto che sia ritenuto

[1] Sulle relazioni tra linguistica teorica, linguistica applicata e glottodidattica con riferimento ad un modello grammaticale molto attuale, si vedano – a titolo esemplificativo – le osservazioni da noi fatte in *Tra didattica e linguistica contemporanee. Studio di un modello semantico-generativo per l'insegnamento del latino*, *Studi italiani di linguistica teorica ed applicata 6* (1977), 3. Ivi è sottolineato il ruolo svolto dai due poli del processo glottodidattico e dal testo. Per l'italiano si veda l'estensione del modello operata in *La «grammatica dei casi» e il sistema dei complementi dell'italiano*, *VRom. 36* (1977), 17ss.

[2] Ciò è stato ben messo in mostra dalla stessa BERRETTA in *Tra linguistica e didattica dell'italiano: preposizioni e gruppi preposizionali*, *Studi italiani di linguistica teorica ed applicata 3* (1974), 293–367.

[3] Ricordiamo in proposito il lavoro *Pour une sémantique appliquée à l'enseignement de la langue maternelle*, *Etudes pédagogiques*, 1974, p. 55–78.

[4] Il lettore rammenti *Gli errori di lingua negli elaborati scritti: cause e tipi*, *Scuola ticinese 21* (1973), 9–16; *Terapia e prevenzione degli errori di lingua: qualche considerazione*, *Scuola ticinese 26* (1974), 9–12; *L'insegnamento dell'italiano nel Canton Ticino: ricerche ed esperienze*, *Scuola e città 25* (1976), 421–432; ecc.

opportuno condurre gli allievi ad esprimersi in modo corretto in buon italiano – e ciò in sé non è criticabile, facendo astrazione per il momento del «tipo» di buon italiano – e il fatto che si pensi giovevole far conoscere la grammatica attraverso l'identificazione esplicita di categorie, l'enunciazione delle loro definizioni e la conoscenza delle regole. Questi obiettivi si fondano su inveterate convinzioni relative all'italiano, ma in realtà estendibili a qualsiasi lingua straniera insegnata a somiglianza di quella materna: a) l'italiano costituirebbe un sistema linguistico del tutto unitario, dotato di suddivisioni (morfosintassi, lessico, semantica) cronologicamente fissate una volta per tutte e in rapporto a qualsivoglia situazione comunicativa eventualmente presentabile in avvenire; b) l'italiano dei nostri giorni è basato sul fiorentino di Dante Alighieri e sul toscano di Alessandro Manzoni, è stato codificato nelle opere scritte degli autori italiani classici e tramite gli studi prescrittivi e puristici dell'Accademia della Crusca; c) occorre bandire dalla scuola la varietà dei dialetti, giacchè essi costituiscono degenerazioni e potenziali deviazioni corruttrici dal «buon uso»; d) neologismi, barbarismi e regionalismi devono essere biasimati ed evitati, anche se appaiono spesso nelle opere letterarie attuali e sono introdotti grazie a contatti con le comunità di lingua diversa. Per di più, in concreto l'insegnamento linguistico tradizionale riserva una preminenza prioritaria alla conoscenza esplicita della grammatica fin dalla più giovane età scolare, sulla base di giustificazioni – quando pure esse vi sono, e non si tratti per inverso di inveterata routine – che trovano la loro ragione d'essere nei seguenti aspetti (apparentemente positivi, a giudizio dei difensori): il miglioramento dell'uso scritto della lingua (a detrimento di quello parlato), il precoce sviluppo dell'attitudine logica degli allievi fin dall'età minimale, la (apparente) facilità d'apprendimento di ulteriori lingue viventi e morte (come se tutte avessero una identica struttura fondata su una grammatica universale di superficie), e l'accostamento a testi letterari (non raramente però desueti ed inutilizzabili). Per quanto concerne la grammatica, sono valevoli i limiti seguenti: l'universalità presunta (ed indimostrabile) delle parti del discorso e delle nozioni di tempo, persona, numero o genere; l'incoerenza definitoria delle medesime classi di parole (si ricorre alla semantica nozionale per i nomi ed i verbi; al funzionalismo per gli aggettivi, gli avverbi, i pronomi e le congiunzioni; al distribuzionalismo per articoli e preposizioni; alla morfologia per la distinzione tra parti del discorso variabili ed invariabili). Infine bisogna ammettere che le generalizzazioni avanzate dalla tradizione storica (soprattutto Port-Royal) non sono degne di fede, giacchè inducono o a deformazioni empiricamente non valide («forza» deve essere un verbo, indicando un'azione; ...) o a sottocategorizzazioni estendibili indefinitamente (per esempio: i numerali distinti tra cardinali, ordinali, moltiplicativi, distributivi; la proliferazione dei complementi; ...).

Da questa analisi accurata della B. – che noi abbiamo potuto solo sintetizzare nei punti significativi – deriva che l'insegnamento tradizionale attuale dell'italiano è condannabile in quanto inutile, nocivo e – nell'ambito della sociolinguistica – antidemocratico.

Messi così in guardia i lettori dall'adesione alla tradizione e dai pericoli che ciò comporterebbe soprattutto per gli allievi, si passa alla *pars construens*, di cui bisogna veramente tenere conto.

Verso gli anni sessanta l'apparizione di volumi dal titolo sonoro ed omnipromettente[5] costituì un indice della fiducia riposta nell'apporto che le scienze del linguaggio avrebbero

[5] Ci riferiamo a due volumi peraltro validi e costruttivi: N. POSTMAN – C. WEINGARTNER, *La linguistica: una rivoluzione nell'insegnamento*, Roma (Armando) 1968 (trad. it. di: *Linguistics. A Revolution in Teaching*, New York 1966); e M.A.K. HALLIDAY – A. MCINTOSH – P.D. STREVENS, *Dalla scienza linguistica alla didattica delle lingue*, Padova (RADAR) 1968 (trad. it. di: *The Linguistic Sciences and Languages Teaching*, London 1964). Bisogna criticare la «moda» e le speculazioni culturali operate sulle spalle dei docenti.

saputo fornire anche nel settore glottodidattico; nei testi più insufficienti ed affrettati le proposte o erano frammentarie o non giungevano ad un compromesso con la pratica scolastica, o erano ancora nostalgicamente legate alla tradizione. Con il presente libro, la B. si propone di fornire un contributo finalmente più realistico, caratterizzato da una riflessione imparziale sullo *status quaestionis* e lucida sulle scienze del linguaggio, peraltro – come l'Autrice sostiene con lodevole modestia – parzialmente falsificabile o migliorabile, o in ogni caso destinato ad essere considerato superato nel giro di pochi anni, tenuto conto del fervore attuale delle ricerche.

Nell'*iter* glottodidattico dalla teoria alla pratica bisognerebbe prendere in considerazione tre momenti complementari e cronologicamente successivi: a) scelta tra i differenti modelli linguistici di quello che sembra offrire – benchè solo ad una prima impressione, più tardi verificabile – le migliori garanzie di rendimento nel dominio didattico; b) preparazione di una descrizione completa – per lo meno nelle linee portanti – della lingua italiana sulla base del suddetto modello; c) utilizzazione di questa applicazione – in potenza didattica – nel quadro dell'insegnamento, a nostro avviso a titolo sperimentale su un gruppo di allievi prima ristretto poi estendibile a più classi. Evidentemente queste tre fasi sono semplici e lineari solo in apparenza: come già Chomsky e R. T. Lakoff osservarono, la linguistica contemporanea può senza dubbio fornire un modello più soddisfacente di altri, tale tuttavia da non poter essere *tout court* trasferito nella scuola, giacchè i legami tra linguistica teorica e glottodidattica non risultano così chiari come ci si potrebbe attendere: non si tratta in definitiva di un binomio unidirezionale causa-effetto. L'opzione per modelli raffinati ma non comparabili criticamente con contenuti e tecniche didattiche è più che mai deleterio, inutile e puramente speculativo.

Esaurita così la formulazione dell'ipotesi glottodidattica, si passa a presentare ai docenti – ma anche ai ricercatori, grazie al carattere non puramente divulgativo del trattato – i punti centrali e qualificati di un moderno insegnamento linguistico, di cui bisognerà tenere conto – pro o contro – bell'immediato avvenire: il tema della comunicazione linguistica (e non), la varietà e le funzioni della lingua, i modelli grammaticali, il settore più particolare della semantica. Ciascuno di questi argomenti occupa un capitolo (i modelli grammaticali due), ed è caratterizzato da una presentazione nuova e fruttuosa in due momenti: lo «state of art» e l'estensione effettiva al settore didattico, benchè talora ancora in *fieri*, dato che la B. prende in considerazione anche le ipotesi recentissime.

I capitoli due e tre sono dedicati alla descrizione di qualificati elementi teorici di semiologia della comunicazione e di sociolinguistica, in vista di un insegnamento che privilegi anche il *nolle* (paralinguistica, cinesica, prossemica, comunicazione animale): il fine di fondo consiste nel miglioramento della competenza (in accezione ora non strettamente chomskyana) dell'allievo, così da condurlo non solo a ricorrere ma anche a servirsi attivamente dei mezzi di comunicazione (anche non linguistici). Alla presentazione teorica dei tipi di segni e delle loro differenti connotazioni segue la formulazione di alcuni esempi parziali riguardo alla comunicazione sociale ed alle sue differenti modalità, alla comprensione globale dell'idea di segno, all'intenzionalità comunicativa, alla nozione di codice, alla convenzionalità del segno. Bisogna sottolineare fin d'ora che le proposte non sono puramente esortative affinchè i docenti si aggiornino, ma si esplicano sovente in esercizi concreti utilizzabili dagli interessati come modelli da sviluppare ed estendere ulteriormente. Il capitolo seguente concerne le varietà diacroniche e sincroniche (geografiche, situazionali, tematiche), con il fine esatto di ridurre i fruitori del libro a sviluppare nei discenti la capacità di spiegare automaticamente il sistema linguistico secondo gli avvenimenti, gli argomenti, gli obiettivi comunicativi; di renderli coscienti degli usi diversificati della lingua a seconda che essi siano emittenti o destinatari. Anche il problema delle funzioni – oggi attuale e discusso – ha il suo

posto e si articola nella presentazione dei modelli di Jakobson, Halliday, Parisi-Antinucci (= obiettivi immediati – gli «scopi» – rapportati ad obiettivi superiori e più comprensivi – i «sovrascopi» –)[6]: tra le applicazioni già effettuate, la B. menziona quelle ora positive ora negative relative ad alcune grammatiche scolastiche italiane, basantisi su Jakobson ed Halliday[7].

Nel quarto capitolo ecco la delineazione dei modelli grammaticali raggruppabili sotto l'etichetta comprensiva dello strutturalismo (Martinet e Tesnière; il tassonomismo americano): si sottolinea che il funzionalismo francese ha avuto successo in Italia, benchè talora con implicazioni sfavorevoli a causa dell'assenza di un minimo di originalità da parte dei fruitori (docenti e adattatori). Tale rischio viene confermato nella rassegna di alcuni esercizi tratti dalle grammatiche correnti, così da sottolineare la tendenza propria di molti volgarizzatori e compilatori italiani a mescolare acriticamente modelli in effetti differenti, a ricuperare i concetti (e limiti) tradizionali dietro nuove terminologie. Quanto al bloomfieldismo, esso ha riscosso successo nelle lingue seconde, forse per il suo non cognitivismo: ma esso è dominato anche da un certo meccanismo. Rispetto ai generativisti, i bloomfieldiani possono passare dall'ambito teorico a quello applicato (e glottodidattico) senza eccessivi filtraggi ed adattamenti.

Il capitolo quinto costituisce una rassegna dei principali modelli generativi e trasformazionali. Relativamente a quello chomskyano, si asserisce che la GGT non pare semplicisticamente traslabile *in toto* nell'insegnamento. Vi sono diverse possibilità: a) introdurre la GGT nella scuola semplificandola, ma lasciandole pure il suo complesso sistema concettuale e metodologico, ed affrontando così i rischi impliciti (eccessiva adesione formale al modello; ricupero sostanziale ed indiscriminato della grammatica tradizionale nelle categorie chomskyane); b) filtrare i concetti più utili rispetto alla fruibilità didattica, così da ottenere una GGT scolastica non completa, seppure dotata di giovevoli estensioni ai problemi di fondo; c) «manipolare» (in senso etimologico) i materiali didattici per indurre gli allievi ad apprendere esplicitamente il modello teorico partendo dalle strutture cognitive innate; d) evitare d'imporre la trasposizione di qualsiasi modello – ivi compresa la GGT – lasciando ai docenti – forniti però di adeguate informazioni teoriche ed applicate – la formulazione progressiva di una nuova didassi dell'italiano. Succede poi l'esposizione degli sviluppi della semantica generativa ed interpretativa, americana ed europea (francese ed italiana): si dice che queste tendenze sono ancora poco conosciute in Italia rispetto al settore glottodidattico, a parte qualche iniziale contributo del CNR di Roma[8]. Un grosso limite di queste scuole sarebbe l'assenza di importanza riservata alle varietà linguistiche ed alla dimensione sociolinguistica, poichè «la lingua studiata dai semanticisti, malgrado i tentativi di inserire componenti

[6] Cf. R. JAKOBSON, *Linguistics and Poetics*, in: T. A. SEBEOK (ed.), *Style in Language*, Cambridge Mass. (MIT) 1960, p. 350–377; M.A.K. HALLIDAY, *Explorations in the Functions of Language*, London (Arnold) 1975; D. PARISI – C. CASTELFRANCHI, *Il discorso come gerarchia di scopi*, ciclostilato, Roma (Istituto di psicologia del Consiglio Nazionale delle Ricerche) 1975; D. PARISI et alii, *Gli scopi del parlare nell'ambito di una pedagogia razionale*, in: G. BERRUTO (a cura di), *Scienze del linguaggio ed educazione linguistica*, Torino (Stampatori) 1977, p. 79ss. e la nostra recensione in *Orientamenti pedagogici 25* (1978), 930–931.

[7] G. PITTELLA GAVANNA, *Comunicare ed esprimersi. Il libro della lingua italiana*, Firenze (Bulgarini) 1975; G. BARBIERI, *Le strutture della nostra lingua*, Firenze (La Nuova Italia) 1971; G. BERRUTO – M. BERRETTA – D. CALLERI – S. CANOBBIO SERGIANOTTO, *Il libro di grammatica*, Torino (Marietti) 1976; F. VANOYE – M. BERRETTA – G. BERRUTO – D. CALLERI – G. PROVERBIO, *Usi della lingua. Manuale di italiano per le scuole medie superiori*, Torino (SEI) 1977 (trad. ed adattamento italiani di: F. VANOYE, *Expression et communication*, Paris 1973).

[8] D. PARISI – F. ANTINUCCI, *Elementi di grammatica*, Torino (Boringhieri) 1973.

«pragmatiche», resta in sostanza la stessa lingua unitaria, astratta, studiata da Chomsky: la «buona» lingua dei parlanti colti (p. 249)[9].

Si presta poi attenzione alla «grammatica dei casi» di Fillmore e a quella assai prossima di Halliday: la B. pensa che assisteremo tra poco alla sua utilizzazione glottodidattica, in ragione dell'analogia apparente con l'analisi logica tradizionale dalla quale tuttavia essa si allontanerebbe per la ricerca di una base universale polilinguistica, per il tentativo di delimitazione dei suoi universali formali, per l'assenza di presunzione nel non definire nozionalmente gli elementi di superficie: anche in questo ambito le applicazioni non dovrebbero essere globali, bensì toccare singoli aspetti, per quanto soprattutto all'estero la «grammatica dei casi» abbia riscosso successo per la possibilità di riportare le differenti strutture di superficie alla stessa griglia semantica profonda[10].

Il capitolo è chiuso da un *excursus* sulla «Textlinguistik» di Halliday, Petöfi, van Dijk e Schmidt: didatticamente, le estensioni non saranno facili, giacchè la linguistica testuale – in ragione del coacervo di caratteristiche del generativismo postchomskyano e della formalizzazione globale delle componenti non solo semantica e sintattica, ma anche pragmatica e contestuale – è un modello ben più complesso. Messe da parte queste inevitabili difficoltà, l'aspetto transfrastico, i fattori della neoretorica, le «Textsorten» (funzioni, argomenti, relazioni locutore-uditore) e l'analisi di testi [non-]letterari (personaggi, oggetti, fatti) rappresenterebbero i punti qualificati di una prima e sperimentale traslazione di questo settore di studi all'insegnamento, ricorrendo ad esercizi costruiti e scelti all'uopo.

L'ultimo capitolo concerne la semantica, che nella grammatica tradizionale era (ed è) ridotta al solo insegnamento lessicale realizzato in misura casuale, quando occorrà correggere o imporre l'esplicazione di locuzioni erronee, fornire spiegazioni etimologiche o intervenire per manifestare idee poco chiare. Ma non si è ancora compreso che il lessico è un settore espandibile *ad libitum*, e dunque che dovrebbe rappresentare il dominio d'intervento preferenziale dell'educazione linguistica; inoltre esso è relazionato con le attitudini logiche del locutore giacchè «saper usare i significati è effetto, e causa, della capacità di ragionamento con operazioni formali corrette» (p. 296). Nella pratica didattica non c'è un'effettiva presa di coscienza del valore del significato, e ciò è verificabile in molti testi d'italiano benchè alcuni comincino a fare eccezione in positivo[11]. La B. analizza le posizioni dei tradizionalisti, degli strutturalisti e dei componenzialisti, con preminenza per Ullmann, Coseriu, McCawley e – più che per i nomi – per il tipo di rapporti (sinonimia, iponimia, antonimia, solidarietà, polisemia): si ricorre all'onesto riconoscimento che le utilizzazioni didattiche – a parte i livelli più avanzati di scolarità – sarebbero troppo complesse e poco produttive, soprattutto per l'analisi in tratti. Chiude il capitolo l'esame delle nuove tendenze semantiche in stabilizzazione, tendenti a studiare il senso non di ogni parola o di sintagmi limitati, ma di proposizioni e/o di testi interi sulla base dei rapporti di sinonimia, presupposizione ed opposizione, e del criterio di buona formazione.

Tutti i capitoli sono seguiti da un'ampia serie di note contenenti i rinvii bibliografici,

[9] La Berretta non ha potuto tenere conto di N. Chomsky, *Intervista su linguaggio e ideologia*, a cura di M. Ronat, Bari (Laterza) 1977 (trad. it. di: *Colloques avec Mitsou Ronat*, Paris 1977), su cui ci permettiamo di rinviare alla nostra recensione in *Orientamenti pedagogici 25* (1978), 934–935.

[10] Tra le applicazioni ricordiamo E. Roulet, *De la nécessité de fonder l'enseignement des langues secondes sur l'étude de la langue maternelle*, in: S.P. Corder – E. Roulet (eds.), *Theoretical Linguistic Models in Applied Linguistics*, Bruxelles-Paris (AIMAV-Didier) 1975, p. 131–139; F. Murru, *La grammatica dei casi e l'insegnamento del latino*, appendice di: G. Proverbio (a cura di), *Modelli grammaticali e lingue classiche*, Torino (Rosenberg & Sellier) 1979, 281–309.

[11] Tra quelli positivamente fondati, cf. i due ultimi citati alla N 7.

le spiegazioni più dettagliate, le opinioni di critici e studiosi, gli elementi di importanza secondaria rispetto al filo conduttore del discorso.

La bibliografia comprende innanzi tutto una guida introduttiva alla linguistica generale ed applicata, all'educazione linguistica, all'insegnamento delle lingue seconde, alla glottodidattica, alla (psico)sociolinguistica, alla dialettologia; numerosi i titoli delle riviste specialistiche e gli indirizzi di fondazioni e gruppi in azione; succede una assai ricca serie alfabetica di titoli d'opere italiane e straniere (francesi, inglesi, tedesche) tutte perfettamente e puntualmente utilizzate nel corso del trattato. Degli *addenda* informano il lettore sulle ultime pubblicazioni e sulle ulteriori opere in preparazione. Un adeguato indice analitico dei concetti e dei nomi propri corona il volume.

Non ci pare esagerato asserire che l'autrice ha fornito una *summa* dettagliata e ben calibrata su ciò che può risultare utile a livello ben più che puramente informativo per operatori agenti nel dominio dell'insegnamento dell'italiano. Le asserzioni espresse sono sempre soppesate e non azzardate, e trovano la loro ragione d'essere nelle esemplificazioni. Riteniamo gli obiettivi culturali di preparazione alle teorie linguistiche e alle loro possibili e/o conseguenti applicazioni, e soprattutto di stimolazione allo studio, alla valutazione e al tentativo di elaborazione anche autonoma di estensioni glottodidattiche ad opera dei docenti coraggiosi ed impegnati soddisfacenti finalmente alle attese. Per di più sottoliniamo che il volume è certo destinato all'insegnamento dell'italiano, ma finisce per concernere – e non fortuitamente o in seconda istanza – l'ampio e purtroppo arretrato (in Italia) settore delle lingue seconde e straniere: ragione non ultima di ciò sarà l'attività dell'autrice presso la sezione pedagogica del Dipartimento della Pubblica Educazione del Canton Ticino. Bisogna poi dire che la linguista italiana ha saputo ricavare dei consigli notevoli dalla competenza di un autentico specialista nostrano – G. Berruto – e da un gruppo di studiosi molto attivi presso la nostra Università di Torino. Queste ultime osservazioni non sminuiscono beninteso assolutamente i meriti dell'autrice, e ci inducono a sperare che l'opera possa essere accolta all'estero dignitosamente in ragione degli adeguati contenuti: e prova non ultima dell'eccellenza di *Linguistica ed educazione linguistica* sarà il fatto che non abbiamo saputo trattenere la nostra penna!

Furio Murru

★

U. Gschwind, *Le Roman de Flamenca, nouvelle occitane du 13e siècle*, texte établi et commenté par U. G., Bern (Francke) 1976, 2 vol., 229+362 p. (*RH 86* A/B).

Diese in der Reihe *Romanica Helvetica* (vol. *86 A/B*) erschienenen beiden Bände stellen einen wertvollen Beitrag dar für die Erforschung dieser einzigartigen altokzitanischen Versdichtung des 13. Jahrhunderts. Als Vorstufe zu der vorliegenden Textausgabe mit sprachlichem und literarischem Kommentar erschien 1971 die Dissertation des Herausgebers: *Vorstudien zu einer Neuausgabe der Flamenca.*

Paul Meyer hat von seiner überarbeiteten *Flamenca*-Ausgabe nur Band 1 im Jahre 1901 herausgegeben. Seither fehlte eine neue Gesamtausgabe, welche dem heutigen Forschungsstand entsprechend die zahlreichen textkritischen Bemerkungen der letzten 70 Jahre zusammenstellte und zu einem *Flamenca*-Korpus vereinigte. Diese schwierige Aufgabe hat Ulrich Gschwind übernommen und erfolgreich zu Ende geführt. Die Textausgabe von Marion E. Porter aus dem Jahre 1962 basiert zwar ebenfalls auf einer Überprüfung der Handschrift

34 der Bibliothek in Carcassonne[1], verschiedene Lektüre-Fehler und Fehlinterpretationen, die auf Paul Meyer zurückgehen, wurden aber auch von Porter-Hubert nicht gesehen und werden erst im ausführlichen philologischen Apparat von Gschwind diskutiert.

Limentani beschränkte sich 1965 auf eine Teilausgabe, die für Seminarübungen konzipiert ist[2].

Die Ausgabe von Lavaud-Nelli übernahm den Text von Paul Meyer aus dem Jahre 1901 und kann nicht als textkritisch bezeichnet werden. Diese Ausgabe mit französischer Übersetzung eröffnete aber dieses Kleinod altokzitanischer Dichtung einem breiteren Publikum[3].

Band I wird von U. Gschwind eröffnet mit einer Einleitung, welche folgende Kapitel umfaßt: 1. *Le titre du roman* (p. 7); 2. *Les éditions du Roman de Flamenca* (p. 8); 3. *Sources du roman* (p. 9–11); 4. *La date de composition de Flamenca* (p. 11–13); 5. *Le poète et le scribe* (p. 13–17); 6. *Date de l'action* (p. 17s.); 7. *Flamenca, un roman historique?* (p. 18s.); 8. *Cavalliers et clercs* (p. 19–21); 9. *Chronologie de Flamenca* (p. 21s.). Anschließend folgt die Textausgabe (Vers 1–8095).

Im Band II stellt Gschwind unter der Überschrift *Description du manuscrit* (p. 7–61) alle Wortformen der Handschrift zusammen, die er emendiert oder deren Abkürzungen aufgelöst wurden. Besonders wertvoll ist der ausführliche kritische Kommentar, der literarische und sprachliche Probleme erörtert und beurteilt (p. 63–230). Ein Eigennamen-Index (p. 233–249) und ein ausführliches Glossar (p. 251–352) mit Bibliographie (p. 353–362) schließen die vorbildliche Arbeit ab.

Die folgenden Bemerkungen versuchen im philologischen Bereich die von Chabaneau eröffnete Reihe der *Flamenca*-Kritiken fortzusetzen, freilich ohne den apodiktischen und z.T. unfreundlichen Unterton, der in der Besprechung Chabaneaus von 1902 *(RLaR 45, 5–43)* der grundlegenden Arbeit von Paul Meyer nicht gerecht wird und möglicherweise die Schuld trägt, daß Paul Meyer auf die Bearbeitung des Kommentarbandes verzichtete.

Datierung:

Gschwind neigt zu einer Datierung des *Flamenca*-Romans zwischen 1230 und 1250 ohne den Artikel von R. Lejeune kennen zu können[4]. Die Argumente von Rita Lejeune zugunsten einer Datierung nach 1263 (terminus a quo) sind überzeugender.

Zur Sprache des Kopisten:

In Band I, 13 stellt Gschwind einige graphische Merkmale zusammen, welche den Schreiber der einzigen Handschrift charakterisieren. Die Datierung der Handschrift mit «troisième quart du treizième siècle» ist etwas verfrüht und dürfte ins letzte Drittel des 13. Jahrhunderts zu verschieben sein.

Auffallend sind die zahlreichen altfranzösischen Einflüsse, auf die bereits Paul Meyer hingewiesen hatte. Es wäre nützlich gewesen, alle sprachlichen Merkmale zusammenzustellen, welche den starken nordfranzösischen Einfluß im *Flamenca*-Text beweisen.

[1] MARION E. PORTER, *The Romance of Flamenca, a provençal poem of the thirteenth century*, english verse translation by MERTON JEROME HUBERT, Princeton 1962.

[2] A. LIMENTANI, *Las novas de Guillem de Nivers («Flamenca»)*, introduzione, scelta e glossario di A. L., Padova 1965.

[3] R. LAVAUD et R. NELLI, *Les troubadours, Jaufre, Flamenca, Barlaam et Josaphat*, Bibliothèque européenne, Bruges 1960.

[4] R. LEJEUNE, *Flamenca, fille fictive d'un comte de Namur*, in: *Marche Romane*, num. spéc. *Hommage Delbouille*, Liège 1973, p. 17–35. – Dieser Artikel wird von GSCHWIND im Nachtrag II, 362 aufgeführt.

1) Zur Graphie *an* statt *en* zitiert Gschwind als Anmerkung zum Vers 4058 den Kommentar von Lewent: «L. 2 *e* > *a* devant nasale est fréquent dans Flam., cf. 7337, 823, 954, 7356. Il s'agit d'une influence du Nord».

   Einige Beispiele:
   antre 409, 715, etc. statt *entre*
   anforsar 7356 statt *enforsar*
   antretan 6787 statt *entretan* etc.

2) Diphthongierung *e* > *ei*
   treis 'trois' *804* im Reim mit *(reis)*
   ebenso *trei 7620* im Reim mit *rei 7619*
   Bleis 891 'Blois'

3) Lexikalische Einflüsse des Altfranzösischen:
   damaisella 'demoiselle' 550 statt aokzit. *donsela*
   garandar lo mot v. tr. 'garder, retenir (dans son cœur)' *4762* zu afr. *garander* 'garantir' *(FEW 16*, 564a, s. got. **wairjan)*
   oi lo 'oui certes' 1024 statt aokzit. *oc lo*.
   Gschwind II, 93 schreibt als Anmerkung zu Vers 1024: «Ce *oil* peu provençal ... étonne peu dans un texte avec tant de traits français».

Weitere graphische, phonetische und morphosyntaktische Besonderheiten des Kopisten: Auffallend ist die Graphie *-h* (< -CT-). Die geographische Verbreitung dieser Graphie habe ich in *TraLiLi. 10* (1972), 289 und 264 dargestellt (zentralokzitanisch).

Beispiele aus dem Flamenca-Text:

dih 913, 1232, 2190, 2298, 3268. Diese interessanten Graphien hätten im Glossar II, 284 unter *dire* verzeichnet sein sollen.
dreih 1313
endreh 2726
escrih 1467 (fehlt im Glossar II, 291 s. *escriure*)
fah 70, 1998 (fehlt im Glossar II, 291 s. *faire*), 2040
nuh 2665 (fehlt im Glossar II, 316), *2677*, 3385

In *TraLiLi. 10* (1972) 264 habe ich vier altokzitanische Handschriften (Brunel Ms. 148, 162, 234, 336) angegeben, welche die Graphie *-h* verwenden sowohl für das Resultat von -CT- als auch für dasjenige von -DI- (-GI-) im Auslaut. Die *Flamenca*-Handschrift (Brunel Ms. 78) ist als fünftes Manuskript nachzutragen, cf. z. B. *gauh* m. 'joie, jouissance' und *dreih* 'droit'.

Als Eigenart des Kopisten ist auch der Fall von *-l* vor Konsonant anzusehen:

898 Ai! qual peccat, *qua* mala fe!
qua anstelle von *qual*

Die Endung von *-i*[5] statt *-e*[6] in der 1. Pers. Singular scheint ein Dialektmerkmal des Kopisten zu sein:

[5] Die geographische Ausdehnung des Morphems *-i* in der 1. Person hat P. Wunderli in *Analecta Romanica 24*, 65 zusammengestellt.

[6] Als Merkmal der Sprache des *Flamenca*-Dichters erwähnt Gschwind I, 15 die Personalendung 1. Pers. Präsens auf *-e* (5549/5550). Das gleiche Reimpaar *ame/clame* findet sich auch in 4947/4948. Das Verbreitungsgebiet von *-e* anhand der *ALF*-Karte 465 *(j'entends)* habe ich *TraLiLi. 10* (1972), 281 aufgezeichnet.

ami 4947, 5031 'j'aime'
provi 5435 'j'éprouve'
sufri 4954 'je souffre'

Zur Sprache des Kopisten bemerkt Gschwind zu Recht I, 14: «L'auteur observe avec soin les règles de la déclinaison. Les infractions doivent être attribuées au copiste. Des formes hypercorrectes ne sont pas rares».

Konsequenterweise sollte dann der Herausgeber Unregelmäßigkeiten in der Deklination nicht emendieren, z. B.

192 que i agues tant de *var* e gris
e drap de seda e de lana.

In der Handschrift steht *vars*, eine Form die auch mit diesem Plural-*s* im Glossar 348 aufgenommen wurde.

Die gleiche Feststellung gilt für Vers

312 mas l'ueil d'en Archimbaut si viron
soen e lai on *sos cors* era

Im Manuskript ist *son* zu lesen. Da es sich um einen Deklinationsfehler und ein Indiz für den Zerfall des zwei-Kasus-Systems in der Sprache des Kopisten handelt, hätte dieses Possessiv-Adjektiv nicht verändert werden dürfen.

Besonderheiten der Sprache des Flamenca-Dichters:

Anhand der grundlegenden Arbeit von Jud lokalisiert Gschwind den Autor des *Flamenca*-Romans mit großer Wahrscheinlichkeit als «originaire du Rouergue» (I, 15)[7].

Bei den Besonderheiten der Sprache des *Flamenca*-Dichters wäre auf Reime wie *destrecha/freja* hinzuweisen, Reime, die nur in einer Gegend vorkommen, in welcher -CT- und -DJ- (-GD-/-GI-) zu einem gemeinsamen Resultat *-ć-* oder *-ts-* führen[8]:

refretzir 944, *refrezir* 1484 'se rafraîchir'
decazeig, en – 1051 'à la renverse' (-ECTUM) im Reim mit *correig* 'courroie' *1052*
aiga freja 1477 reimt mit *refreja 1478* 'se refroidit' ebenso *2535/2536*
destrecha 4181 im Reim mit *freja 4182*

Zu den rouergat. Dialektmerkmalen des Autors könnte man noch den Wechsel von maskulinem Artikel *le* (Rektus) und *lo* Obliquus hinzufügen, vgl. z. B.

212 *le* soleilz levatz (Rektus) gegenüber 2238 *lo* sein sonar (Obliquus). Im Glossar II, 308 ist *lo* als mask. Artikel im Obliquus nicht erwähnt. Grafström hat diesen Wechsel *le/lo* für die charte 80 (1157) aus dem Rouergue festgestellt (*le* suj. 8 et *lo* rég. 4).

Auffallend ist auch das Alternieren von *il/ella* als feminines Personalpronomen in der 3. Pers., z. B. *il* 'elle' 54, 812, 817, 820. Brunel betrachtet diese Eigenheit als charakteristisch für das Zentralrouergue[9].

[7] J. JUD, *Observations sur le lexique du roman de Flamenca*, in: *Mélanges A. Duraffour*, p. 204–210 *(RH 14)*.

[8] Cf. JUD, in: *Mélanges Duraffour*, p. 207; PFISTER, *TraLiLi. 10* (1972), 261.

[9] BRUNEL, *Chartes*, p. XXIV: «les exemples de *il* se réfèrent au centre du Rouergue.»

Zum Textkommentar:

Gelegentlich wäre ein sicheres Urteil des Herausgebers wünschenswert, vor allem dann, wenn kontroverse Meinungen zu Einzelproblemen dargelegt werden. In einigen Fällen dürften sprachliche Kriterien eine entschiedenere Stellungnahme ermöglichen. Recht ausführlich wird z. B. II, 175 die Interpretation von Bambeck betr. *gietas* < JECTATOS diskutiert. Silbenzahl und Betonung von *giétas* im Reim mit *prophetas* zwingen aber, diese Interpretation abzulehnen.

Es folgen einige Bemerkungen zu einzelnen Textstellen:

41 e tut nos autr' issir *nos n'em;*
Gschwind II, 64: «Bartsch Jb. voit dans la place de l'auxiliaire un indice pour l'origine du ms. C'est, dit-il, dans le Sud-Ouest de l'Occitanie ou même en Espagne que l'on trouve ce futur analytique»[10].

101 tro a *Nemurs* non s'es tarzatz
Im Kommentar II, 64s. wird ausführlich besprochen, ob *Nemurs* als *Nemours* oder als *Namur* zu interpretieren sei. Gschwind entscheidet sich nicht. Nach den neuesten Ausführungen von Rita Lejeune (*op. cit.*, p. 24ss.) kann kaum an der Gleichung *Nemurs* = *Namur* gezweifelt werden.

176 *sol* un jorn fos garitz
Die Form *sol* + Konj. Imp. kann nicht wie im Glossar II, 339 mit dem Adverbium 'seulement' übersetzt werden, sondern entspricht der Konjunktion 'pourvu que', cf. *FEW 12*, 78s. aokzit. *sol que* 'pourvu que' neben *sol.*

197 Tant i ac comtes e comtors
〈e〉 dominis e *vavassors*
In der Handschrift steht *valvassors*, eine Form, die belassen werden kann, cf. mlt. *valvassor* (925 Mailand, *FEW 14*, 202).

286 e 'n Archimbautz *sab* ben a cui
laissa son cor que ges non porta.
Die Manuskriptform *sap* muß nicht verändert werden, da Anglade als 3. Pers. Präsens sowohl *sap* und *sab* aufführt[11].

307 car semblari' *alevadura*
Anmerkung II, 70: «Tobler Arch. *alevadura* «Übertreibung, übertriebene Schilderung», cf. Alexandre d'Alberich, 1.24. Cette référence de Tobler est contestable (cf. S.-W. I, 50). Cependant, la signification 'exagération, invention' conviendrait bien.»
Im Glossar steht II, 307: *levadura* mit der für diese Stelle kaum zutreffenden Bedeutung 'levure, aliment aigre'.
Cf. *FEW 24*, 330 s. *allevare:* Apr. *alevadura* f. 'exagération' (Flamenca, Arch 110, 465) mit der Anmerkung: «Es handelt sich hierbei um eine Emendation von A. Tobler für *levadura* (éd. Meyer v. 307; s. hier 5,276 b s.v. LEVARE), die die spätere Forschung nicht übernommen hat (s. U. Gschwind, Vorstudien zu einer Neuausgabe der Flamenca).»
Da die Form *alevadura* keine Emendation ist und Gschwind in seiner Ausgabe diese Form übernimmt, sollte auch im Glossar die entsprechende Anpassung erfolgen.

[10] Zum analytischen Futurum cf. Å. GRAFSTRÖM, *Etude sur la morphologie des plus anciennes chartes languedociennes*, Stockholm 1968, p. 101 § 49, *(Romanica Stockholmiensia 4)* (vier Beispiele aus dem Toulousain und dem Albigeois).

[11] J. ANGLADE, *Grammaire de l'ancien provençal ou ancienne langue d'oc*, Paris 1921, p. 345.

327 car d'aquo era ben *maëstre*
Die Form in der Handschrift lautet *maistre*. Die Form *maistre* ist neben *maestre* im Altokzitanischen bezeugt (*FEW 6/I*, 34) und kann unverändert belassen werden (richtig im Glossar II, 309).

588 bels *conseillers* ab granz ventaillas
Im Glossar übersetzt Gschwind richtig mit 'coussins'.
Der Kommentar II, 76 ist aber fragwürdig: «La dérivation du sens est obscure; ce mot ne peut en effet se rattacher à *coissi*, *coussin* (<coxinus, R. XXI, 83); p.-ê. doit-on y voir une expression métaphorique dérivée de conseil, au sens d'entretien privé.»
Die Form *conseillers* ist zu aokzit. *cosseillier* 'coussin' (*FEW 3*, 1494 a s. CULCITA) zu stellen.

611 l'us fai le juec dels *bavastelz*
Glossar II, 265 «*juec dels* – 611, jeu de marionnettes ...»
Zur Bedeutung der Marionetten im Mittelalter cf. die reich dokumentierte Anmerkung bei Faral, *Jongleurs*, p. 245 N 1.

668 l'us diz de la piucella breta
con tenc Lancelot en preiso
Gschwind II, 83 «il s'agit de Viviane, dans Lancelot»

Diese Erklärung entspricht der Erklärung von Paul Meyer. Wahrscheinlicher ist aber die Ansicht von G. Paris (*R 10*, 486 N 1): «P. Meyer (éd. 1865, p. 264, n. 3) reconnaît dans cette pucelle Viviane; mais c'est une erreur. Il s'agit sans doute de la dame de Malehaut, soit de Morgue, qui toutes deux, dans le *Lancelot en prose* retiennent Lancelot en prison à cause de son refus de les aimer. Il est vrai que le nom de *piucella breta* ne convient bien ni à l'un ni à l'autre; c'est peut-être une allusion à quelque aventure dont le récit ne nous est pas parvenu»[12].

691 l'us comtet *l'astre de Merli*
Gschwind II, 262 übersetzt *astre* mit 'condition de la naissance, selon qu'on est né sous un astre heureux ou malheureux'.
Vermutlich ist *astre* in diesem Zusammenhang als 'prophéties de Merlin' zu verstehen, cf. CroisAlb 3590 Car be o vit *Merlis, que fo bos devinaire*[13].

1151 non sai *trobarau* huis ubert;
Zur Form *trobarau* zitiert Gschwind II, 101 die Anmerkung von Chabaneau, der auf den *Recueil d'anciens textes* von P. Meyer verweist.
Heute sind auch der morphologische Teil von Brunel (p. XLVII) und Grafström *Morphologie* § 52 zu erwähnen.

1921 e que.us noiri ni.us *alachet*
In der Handschrift steht *alaiet*. Diese Graphie sollte nicht verändert werden, da es sich wie bei *aiga freja* um eine Neutralisierung von stimmhaften und stimmlosem *-ǵ-/-ć-* handelt.
Im Glossar steht korrekterweise: II, 257 «*alajar* prét. *alajet* 1921, allaiter»

2726 endreh s'amor Amors non fai
autre colb'; e, s'es tan pleners
le segons con fon le primers

[12] F. PIROT, *Recherches sur les connaissances littéraires des troubadours occitans et catalans des XII^e et XIII^e siècles*, Barcelona 1972, p. 484.
[13] Cf. auch PIROT, *op. cit.*, p. 496.

Zur Form *colb'* verweist Gschwind II, 135 auf «GirRouss. v. 2572 (ms. d'Oxf.), où l'on trouve *colbe*». Ich habe in meiner Habilitationsschrift alle altokzitanischen Formen für *colbe* zusammengestellt[14]. In dem von Gschwind zitierten Vers lautet die Form *lo coube.*

4585 «Sener», so respon Margarida,
«ben agra obs mieilz ⟨fos⟩ garida»,
e fa. il de la lenga *bosi.*

Glossar II, 268 «*fac de la lenga bossi* (: *ri*) 4587, geste de mépris avec la langue, tirer la langue ou faire saillir les lèvres et la langue. *bossi* signifie proprement un morceau, une bouchée (L. R. II, 231, Mistral *boucin*).»
In der Handschrift steht *bofi*, das unverändert übernommen werden sollte. Die Bedeutung ist: Sie verspottete ihn mit der Zunge. Lavaud-Nelli übersetzen «Et elle lui tire la langue». Die Form *bofi* gehört zum onomatopoetischen Stamm *buff-* (*FEW 1*, 595 s.), cf. afr., mfr. *bofoi* 'orgueil, fierté; moquerie dédaigneuse' (*FEW 1*, 596). Formal handelt es sich um eine Rückbildung aus *bofir*, entsprechend fr. *bouffir* 'augmenter en volume' (seit 13. Jh., *FEW 1*, 595).

4765 e torna e sa *cambiola*

Lexikalisch interessant ist *cambiola* f. 'cage, réduit' *4765*, das bisher nur in modernen Dialekten bekannt war, cf. berr. *cabiole* 'cabane du bûcheron' bei George Sand, mit Nasaleinschub, möglicherweise bedingt durch den Einfluß von CAMERA, cf. Jons *cambion* 'petite chambre' (*FEW 2*, 556a).

4944 «Bel sener Dieus, es so *abetz*
quan dis: Per cui? e dopta y
qu'eu non l'ami de bon cor fi?

Im Glossar II, 251 übersetzt Gschwind: *abetz* 'raillerie'.
Vermutlich sollte abgetrennt werden in *a betz* loc. avv. 'par raillerie, par ruse', wobei das Substantiv *betz* zu apr. *vetz* m. 'habitude, coutume' (12.–15. Jh., *FEW 14*, 561) zu stellen ist, mit *b-* statt *v-* wie in dialektalem (Cantal) *bes ib.*

5019 El es soleilz e vos soleilla.

Glossar II, 339: «*soleilla* 5019, forme f. de soleil créée pour le besoin de l'idée,»
Naheliegender scheint mir das Verbum aokzit. *solelhar* 'éclairer, illuminer' zu sein, cf. *FEW 12*, 28 und Anmerkung 70: «Nach Lv 7, 781 und P. Meyer, Glossar zum Flamencatext «forme féminine de soleil créée pour le besoin de l'idée»; cf. ms. G 130, Q 42: mesatg' eu sui / Ben sapçaç, de celui / Que vos ama, soleia / E non avez parelha!
Kolsen übersetzt «der euch, Sonne, liebt!» (Z 38, 310). Wie im Flamencatext handelt es sich hier doch wohl um das Verbum *soleiar* 'illuminer, aimer'».

5059 Passar? Ans i *faria gietas!*
E.ls apostols e las prophetas
vos en daria per fermansa
que la renda qu'ieu ai en Fransa
dones a gliesas es a ponz,
si.m laissavas aver mi donz
ab son autrei et ab son grat;

Die Übersetzung des Ausdrucks *far gietas* im Glossar II, 301 'jouer aux dés, risquer sur un coup de dés' ist unzutreffend und kann trotz der ausführlichen Diskussion bei Gschwind II,

[14] M. Pfister, *Lexikalische Untersuchungen zu Girart de Roussillon*, Tübingen 1970, p. 338s. (*Beih. ZRPh. 122*).

175–178 nicht überzeugen. Richtig dürfte die Interpretation von Lavaud-Nelli sein 'j'y ferais stipuler au préalable des donations'. Diese Schenkungen werden auch Vers 5062 s. präzisiert. Das Substantiv *gieta* f. 'cession, donation' (*Flamenca* 5059; *JournSav.* 1901, p. 373) ist im *FEW 5*, 13b s. JACTARE aufgeführt.

5621 als oils si pren, *tenramen* plora
Die Form *teunamen* der Handschrift ist trotz des Änderungsvorschlages von Tobler zu belassen.
Im Glossar II, 344 steht richtigerweise *teunamen* 5621 'd'une manière ténue, se dit des larmes qui coulent en minces filets', cf. apr. *teun* adj. 'mince, faible, ténu' (*FEW 13*, 229 s. TENUIS).

5780 De la testa semblet *cabeissa*
II, 269: «*cabeissa* 5780 tête-de-loup, fanes ou tiges herbacées d'une carotte»
Im Kommentar zu diesem Vers schreibt Gschwind II, 192: «*cabeissa* ne peut être qu'un dérivé de *cap*, cf. l'afr. *chevece* qui désigne une sorte de capuchon ou de collet, sens qui s'est conservé en Rouergue (Mistral). Peut-être est-il fait allusion à l'étoffe grossière et à poils raides dont était faite la cabeissa.»
Die richtige Interpretation gibt Thomas, *JournSav.* 1901, p. 372s., welcher *cabaissa* mit 'fanes' übersetzt. Für moderne dialektale Entsprechungen sollte nicht mehr Mistral herangezogen werden sondern *FEW 2*, 341 s. CAPUT: «Apr. *cabeissa* 'fanes (de raves, etc.)' (Flamenca, RLaR 45, 30; *JournSav.* 1901, 372), Clessé *chevosse*, Limagne *tsabesso*, Chav. *chobesso*, Aubusson *chabesso* RLaR 20, 285, lim. id. (schon DD).»

6158 «Tu as ver dig», so dis le vieils
cui Alis fai *pepiejar*
tan que da l'uis lo fes tornar,
Glossar II, 322: *pepiejar* 'faire le niais, radoter'.
Die Form der Handschrift *papiejar* darf nicht verändert werden. Es handelt sich bei diesem Verbum um eine Ableitung auf -IDIARE des Verbums PAPPARE, cf. lang. *repapiá* v.n. 'radoter' (*FEW 7*, 585b).

Zum Glossar:

Verschiedentlich bestehen Diskrepanzen zwischen den Angaben im Text und denjenigen des Glossars, wobei das Glossar die richtige Form enthält, so z.B. bei *alajet* 1921, *maistre* 327, *teunamen* 5621, *vars* 348.

Meine Ergänzungen oder Änderungsvorschläge sind alphabetisch geordnet:

amar die dialektal interessante 1. Person *ami* (5031) sollte im Glossar aufgenommen werden·

emenda 321, *far–* 'composer, dédommager'; *emenda* 'dédommage' 324

esmaiar réfl. 178 's'effrayer' ist unter *esmagar* nachzutragen

esperar m. 181 'attente'

esser nachzutragen ist impf. 3e p.pl. *ero* 1486; parfait 3e p.pl. *fon* 155 (nur *fun* verzeichnet)

estivar 607 'jouer de *l'estiva*, instr. à vent jusqu'ici assez mal défini, qui paraît avoir été une sorte de cornemuse, d'orig. galloise ou bretonne'

Diese Erklärung ist umstritten, cf. *FEW 12*, 271s. STĪPES 'Stock, Pfahl': afr. *estive* 'esp. de flûte' (BenSMaure – 13. Jh.), apr. *estiva* (13. Jh., Rn; RF 22, 228) mit dem Kommentar: «Die Bedeutung Flöte erklärt sich daraus, daß diese die Gestalt eines Stabes hat. Man hat auch als 'Dudelsack' verstehen wollen, aber kaum zu Recht, wie Brücker 37 dartut; s. auch Gérold 404, ZRPh. 56, 82.»

estrumen m. 317 'instrument musical'

far die im Glossar aufgeführten Verbalformen sind vollständig von wenigen Lücken abgesehen, z.B. *fai* Präsens 3. Pers. Sing. (47).
Im morphologischen Bereich existieren verschiedene Doppelformen die einer sprachlichen Erläuterung bedürfen, z.B. *fai/fa* Präsens 3. Pers. Sing. vom Verbum *far/faire*. Die Formen *fai* (47, 52, 150, 383, 393) sind auffällig und müssen als Analogie erklärt werden. Nach den *Leys d'amor* aus dem 14. Jh. können die Formen in der 3. Person lauten: *tra* oder *tray*, *retra* oder *retray*[15].

medicina 177 'médecine' neben *mecina/mescina*

mois 4348 'dissimulé, discret'. Gschwind erwähnt *FEW* 6/II, 258: «apr. *moison* adj. 'faux, rusé' (hap. 13.Jh.) s. MUSCIO 'Mücke, Sperling'».
Der gleiche Beleg apr. *moison* adj. 'faux, rusé' (hap. lang. 13.Jh.) ist ein zweites Mal s. MUSTEUS 'reich an Saft; jung, frisch' (*FEW* 6/II, 270) angeführt. Es dürfte sich bei diesem Wort um eine Ableitung handeln von aokzit. *mois* 'perfide, trompeur', dessen Belege ich in *GirRouss* 572 zusammengestellt habe.

tombar 613 'faire la cabriole'
Vielleicht ist zutreffender zu übersetzen 'faire des culbutes d'acrobates', cf. G. Paris in seinem Artikel über *Daurel et Beton* (neu publiziert in *Mélanges de littérature française du moyen âge*, Paris 1912, p. 148): «Les gens du moyen âge prenaient, comme on sait, un plaisir extrême à voir faire des culbutes (c'est probablement le sens de 'tomber'), et certains jongleurs, comme le héros du charmant conte du *Tumbeor Nostre Dame*, n'avaient pas d'autre spécialité»[16].

trotier 96 'garçon d'écurie, valet'

Bibliographische Ergänzungen:

K. Lewent, *Textkritische Bemerkungen zur Flamenca*, *ZRPh. 45* (1925), 193–207; 267–306. Es ist der letzte Teil zu ergänzen: 594–608.

J. M. Piel, *Zu aprov. digastendons, digastendonz*, in: *Verba et Vocabula, Festschrift Gamillscheg zum 80. Geburtstag*, München 1968, p. 405–411.

In der Bibliographie fehlen grundlegende Arbeiten zur okzitanischen Sprachwissenschaft, wie z.B.

C. Brunel, *Les plus anciennes chartes en langue provençale*, Paris 1926.
–, *Les plus anciennes chartes en langue provençale, Supplément*, Paris 1952.

Å. Grafström, *Etude sur la graphie des plus anciennes chartes languedociennes avec un essai d'interprétation phonétique*, Uppsala 1958.
– , *Etude sur la morphologie des plus anciennes chartes languedociennes*, Stockholm 1968.

H. Kalman, *Etude sur la graphie et la phonétique des plus anciennes chartes rouergates*, Zürich 1974.

[15] P. LIENIG, *Die Grammatik der provenzalischen Leys d'amors, verglichen mit der Sprache der Troubadours*, Breslau 1890, p. 9.
[16] Cf. PIROT, *op. cit.*, p. 579.

Nach dem Erscheinungsdatum der Textausgabe von Gschwind sind erschienen:

A. Limentani, *Enchâssement narratif de textes lyriques: les cas du roman de «Flamenca»*, *TraLiLi. 16* (1978), 343–352.

– «*Flamenca e i trovatori*, in: *Studi filologici, letterari e storici in memoria di Guido Favati*, Padova 1977, p. 339–368.

Der Druck der Arbeit ist gut überwacht; Druckfehler sind selten[17].

Max Pfister

★

GIUSEPPE DI STEFANO, *Essais sur le moyen français*, Padova (Liviana) 1977, 139 p.

Di Stefano, bekannt als umsichtiger Herausgeber der frz. Predigten von Jean Courtecuisse[1], vereinigt in diesem schmalen Band fünf Untersuchungen, die weniger das Ziel haben, den mittelfranzösischen Sprachzustand *qua* System zu beschreiben, als vielmehr die wesentlichen Charakteristika dieses Konzepts herauszuarbeiten. Was als charakteristisch zu gelten hat, wird dabei v.a. von der Interessenlage des Philologen diktiert. Im einzelnen handelt es sich um die folgenden Arbeiten:

1. *L'édition des textes* (p. 1–21). Für den Herausgeber präsentieren sich die Verhältnisse im Mittelfrz. recht unterschiedlich gegenüber der afr. Epoche: es gibt keine intakte Kasusflexion mehr; die überlieferten Versionen liegen meist bedeutend näher beim Autograph als bei früheren Epochen; die große Masse der Texte ist noch nicht ediert. Daraus ergeben sich spezifische Editionsprobleme, die von den verschiedenen Herausgebern recht unterschiedlich gelöst werden. Allen gemeinsam ist, daß sie sich auf ein «Basismanuskript» stützen; die meisten versuchen überdies, nicht mehr als eine «Gebrauchsedition» zu geben. Sowohl die Wahl des Basisms. als auch der zweite Punkt werden von Di Stefano im folgenden dann problematisiert. Seiner Auffassung nach darf das Basisms. nicht allein aufgrund von «philologischen» Kriterien (Güte des Textes) bestimmt werden: auch externe Kriterien, d.h. kodikologische Aspekte im weitesten Sinne müssen herangezogen werden. Beste Möglichkeit ist sicher der Rückgriff auf ein Autograph, wenn damit auch nicht alle Probleme ausgeräumt sind: auch der als Kopist agierende Autor macht Fehler, so daß das Autograph punktuell durchaus schlechter sein kann als die eine oder andere Kopie; dies führt immer zu schwierigen Entscheidungssituationen. – Die Probleme werden noch größer bei den sog. «Originalen», d.h. autorisierten Kopien: obwohl autorisiert, kann eine Kopie durchaus zu den «schlechten» Abschriften zählen; überdies haben die Verfasser oft verschiedene Kopien zu verschiedenen Zeitpunkten autorisiert, um so verschiedenen Mäzenen gerecht zu werden. Die sich stellenden Probleme werden von Di Stefano aufgrund der *Epistre Othea* von Christine de Pisan, der frz. Übersetzung von Boccaccios *De Casibus* durch Laurent de Premierfait und

[17] Bei einer Neuauflage sind zu verbessern:
4801 *dimenegues* statt falsch *dinemegues*
5598 *lo fieu* statt *la fieu* (die entsprechende Angabe fehlt im Glossar II, 297)
II, 73 statt ACCIA ist ACCEIA zu schreiben
II, 331 s. *remaner: si en leis non rema* 274 statt falsch *ses en leis non rema*
Im Glossar: *hoinemens* 3044 'onguent' statt falsch *oinemens*

[1] Cf. G. DI STEFANO: JEAN COURTECUISSE, *L'œuvre oratoire française*, Torino 1969.

der Übertragung von Valerius Maximus durch Simon de Hesdin und Nicolas de Gonesse illustriert. – Alle diese Probleme veranlassen den Verfasser dazu, die Forderung zu erheben, das Basisms. dürfte nicht nur aufgrund philologischer Kriterien bestimmt werden; vielmehr seien alle Hilfswissenschaften heranzuziehen. Zudem dürfe man sich bei den anspruchsvollen (wissenschaftlichen) Texten der mittelfr. Epoche nicht mit reinen Gebrauchseditionen begnügen; anzustreben sei vielmehr eine «édition érudite».

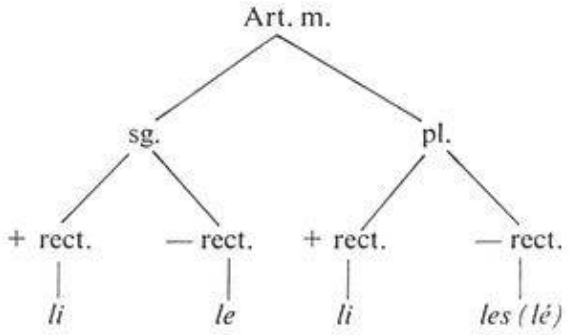
2. *Tradition et traductions* (p. 23–45). In seinem zweiten Beitrag befaßt sich Di Stefano mit einem interessanten Fall von Korruption bzw. Kontamination in der Überlieferung von Valerius Maximus (II, X, 8: *Eodem ludos* ...), der es ihm erlaubt, eine Reihe von Fragen der lat. Überlieferung, der vulgärsprachlichen Übersetzungen (siz., tosk., fr., dt., kast., kat.) sowie der Valerius-Kommentare aufzurollen. In den beiden ältesten lat. Hss. (AL; 11. Jh.) ist nämlich die Anekdote über Catos Anwesenheit bei den *ludos florales* mit einem Epigramm Martials kontaminiert, das ursprünglich wohl als Glosse fungierte, später aber in den Text einbezogen und zur besseren Integration um seinen 2. Vers amputiert wurde; zahlreiche jüngere Mss. kennen dagegen die Kontamination nicht. Di Stefano kann nun nachweisen, daß auch der frz. Übersetzer (Simon de Hesdin) aufgrund einer Hs. aus der Familie AL arbeitete, und seine Version ist auch diejenige der (fr.) Drucke aus dem 15. Jahrhundert. Was die lat. Tradition angeht, so wird allerdings bereits Ende des 15. Jahrhunderts ein emendierter Text gedruckt, und diese Korrektur schlägt dann auch in den auf der Neuübersetzung von Jean le Blond fußenden (fr.) Drucken des 16./17. Jahrhunderts sowie in den späteren Übersetzungen durch. – Nun waren Simon de Hesdin und Nicolas de Gonesse nicht einfach Übersetzer: sie glossierten, erklärten, kommentierten Valerius Maximus vielmehr gleichzeitig und versuchten dabei, die bestehende exegetische Tradition möglichst zu integrieren. Genau wie Boccaccio für seine tosk. Übersetzung stützte sich dabei Simon de Hesdin vornehmlich auf den lat. Kommentar von Dionigi di Borgo San Sepolcro, für den Di Stefano nachweisen kann, daß er ebenfalls mit einem kontaminierten Exemplar von Valerius Maximus arbeitete. Und die Autorität Dionigis war derart groß, daß er für lange Zeit das Korruptel sowohl in den Übersetzungen wie auch in den Kommentaren fixierte. Interessant ist in diesem Zusammenhang noch das Ms. 8 der Bibl. d'Auch, das den Kommentar von Luca da Penne enthält. Luca da Penne stützt sich weitgehend auf Dionigi, d.h. sein Text kennt die Interpolation ebenfalls, wenn auch in einer überraschenden Form: entgegen der übrigen Tradition ist nämlich v. 2 des Epigramms von Martial nicht eliminiert worden. Di Stefano schließt mit guten Gründen, daß Luca da Penne wohl zu einem in der Überlieferung vor A und L anzusiedelnden, bereits kontaminierten Ms. Zugang gehabt habe. – Die Darstellung schließt mit einer Untersuchung des in den Mss. 1333/34 der Bibl. von Reims enthaltenen Kommentars, den di Stefano Pierre Hérard zuweisen kann und der zu Beginn des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Obwohl Hérard sich auf die kontaminierte Tradition beruft, fehlt in seinem Text die Interpolation. Diese dürfte somit mehr oder weniger zu dieser Zeit außer Kurs gekommen sein.

3. *Traduction et lexicographie: La traduction des textes anciens* (p. 49–67). Um einige grundlegende Aspekte der mittelalterlichen Übersetzerpraxis zu erörtern, geht Di Stefano wiederum von den Übersetzungen der *Factorum ac dictorum memorabilium libri* von Valerius Maximus aus und vergleicht die sizilianische, die toskanische und die französische Version. Wichtig ist v.a. die letztere, die nicht nur einen sich mit den theoretischen Problemen der Übersetzung befassenden Prolog enthält, sondern sich auch im Kommentar immer wieder mit Detailproblemen befaßt. Der mittelalterliche Übersetzer sieht sich in erster Linie als Vermittler, der dem «modernen» Leser alte, sowohl in ihrer sprachlichen Gestalt wie in ihrem enzyklopädischen Gehalt nicht mehr verständliche Texte wieder zugänglich macht, was oft nur

über ausgedehnte Paraphrasen und Kommentare möglich ist. Gerade dieser Umstand dürfte in nicht unerheblichem Ausmaß dafür verantwortlich sein, daß z. B. Nicole Oresme und Simon de Hesdin sich immer wieder sehr beeindruckt von der Präzision und Konzision ihrer lat. Vorlage zeigen, sich für unfähig erklären, die gleiche Knappheit in der Zielsprache zu erreichen und oft erklären, in dieser keinen wirklich passenden Terminus zu finden. Dieses auf strukturellen Inkongruenzen (sprachlicher und kultureller Natur) beruhende Phänomen führt dann – trotz der im Prinzip angestrebten Wort-für-Wort-Übersetzung – oft dazu, daß gar nicht mehr versucht wird, eine wirkliche Äquivalenz zu erreichen: der Übersetzer greift entweder (und ohne Heranziehung irgendwelcher «Korrekturfaktoren») auf eine in etwa verwandte Lexie der Zielsprache zurück, oder aber er rekurriert auf Fremdwörter bzw. *Calques* von Fremdwörtern. Diese riskieren nun allerdings, für den Leser unverständlich zu sein. Im besten Falle ist der Kontext so beschaffen, daß er von sich aus für eine ausreichende Erhellung sorgt. Andernfalls bleibt dem Übersetzer nur die Möglichkeit der *solution savante:* eine Glosse oder eine Definition (u.a. über Synonymendoppelungen) bzw. Paraphrase im Text. Probleme entstehen v.a. dort, wo die «Sache» in der Zielsprache nicht bekannt ist. – In all diesen Fällen wird der Übersetzer oft zum Wortschöpfer, dessen Aktivität aber leicht das Gleichgewicht der Sprache zugunsten des gelehrten Vokabulars zu stören droht. Seine Erneuerungsvorschläge werden denn oft auch nicht oder zumeist nicht auf Anhieb übernommen (> Hapaxformen). – Die Übersetzung erweist sich so als außerordentlich komplexes Phänomen: sie ist für Di Stefano gleichzeitig eine Art zweisprachiges Wörterbuch als auch ein enzyklopädisches Wörterbuch, das die Lese- und Lebenserfahrung des Übersetzers spiegelt.

4. *Traduction et lexicographie: La traduction du Décaméron* (p. 68–96). Laurent de Premierfait, der erste frz. Übersetzer von Boccaccios Dekameron, arbeitete nicht (ausschließlich) aufgrund des italienischen Textes: seinen eigenen Italienischkenntnissen mißtrauend, hatte er vielmehr von Antonio di Arezzo eine (leider nicht erhaltene) lat. Version anfertigen lassen, die ihm als Grundlage diente. Dieses Faktum bedingt nun eine Reihe von Besonderheiten seiner frz. Fassung. – Di Stefano zeigt zuerst, daß auch hier im Prinzip eine Wort-für-Wort-Übersetzung angestrebt wird, ja der *Calque* oft sogar die syntaktische Struktur erfaßt. Alle diese Passagen weisen für Original und Übersetzung eine Relation aus, die sich mit einem zweisprachigen Glossar vergleichen läßt. Allerdings läßt sich dieses Prinzip bei weitem nicht immer durchhalten. Vor allem Wortspiele und gewollte Mehrdeutigkeiten gehen in der Übersetzung oft, ja meistens verloren. Di Stefano geht ausführlicher auch auf den Konnotationsverlust bei der Wiedergabe von it. Gallizismen, das Problem der *faux amis* und ihrer inhaltlichen «Zurechtrückung» durch Kontextdetermination sowie auf die Synonymie ein. Hinsichtlich des letzten Punktes diskutiert er einerseits die *intersprachliche Synonymie* (historisch verwandte Wörter im Lat., It., Fr.), dann aber – und besonders ausführlich – auch die Frage der Synonymendoppelung. Er zeigt, daß der zweite Terminus derartiger Binome meist die Funktion einer Art Glosse hat, die eine notwendige Präzisierung zum ersten (oft einen Abklatsch darstellenden) Terminus liefert. Darüber hinaus scheinen oft auch rhythmische Gründe (> Cursus) die Einführung von Binomen zu bedingen. In jedem Falle scheinen aber die Elemente der Paarung an einer semantischen (semischen) Isotopie teilzuhaben. – In einem weiteren Schritt versucht Di Stefano dann darzulegen, daß die Übersetzung oft Tendenz hat, zu einer metasprachlichen Operation zu werden, eine Art lexikographischer Kommentar der Vorlage. Dies gilt nicht nur für die lexikalischen Einheiten, sondern auch für die *narratio*, den Text – und dies, obwohl Laurent de Premierfait sich in der Regel auf die Schaffung spezifischer Konnotationen bzw. die Elimination gewisser Ambiguitäten beschränkt (oder auch gerade deshalb!).

5. *Flexion et versification* (p. 97–131). In der letzten Studie des Bandes untersucht Di Stefano den Zusammenhang zwischen Nominalflexion und Versifikation in mittelfranzösischer Zeit, und zwar in erster Linie aufgrund der Gegebenheiten der *Geste de Monglane (Hernaut de Beaulande; Renier de Gennes; Girart de Vienne)*[2]. Was hier zur Frage der Interdependenz von Flexionsformen und Metrik gesagt wird, ist zweifellos richtig (wenn auch nicht immer neu); weniger zu befriedigen vermag dagegen die Beurteilung des Mittelfrz. als Sprachzustand sowie die Darstellung der einzelnen Teilsysteme. Nach Di Stefano ist das Mittelfrz. eine Übergangsepoche, die teils noch am afrz. Zustand teilhätte, z.T. aber auch schon das Modernfranzösische ankündigte. Dabei wird geflissentlich übersehen, daß jeder Sprachzustand ein funktionierendes, in sich geschlossenes System darstellt, das nur dann als komposit und heterogen erscheint, wenn man es (in unzulässiger Weise) von anderen Epochen aus beurteilt, an anderen Systemen mißt[3]. Es ist deshalb unzulässig zu sagen, der Artikelgebrauch erfolge in der *Geste de Monglane* z.T. nach dem afrz., z.T. nach dem neufrz. System. Das mittelfrz. System sieht vielmehr folgendermaßen aus:



d.h. zwischen Rektus und Obliquus besteht eine partizipative Opposition, wobei die Form für den Rektus als markierter Oppositionsterm fungiert. Wie immer in solchen Fällen kann nun der nicht markierte Term prinzipiell für den markierten Term eintreten – und in mittelfr. Zeit ist dies sehr häufig der Fall. Allerdings gibt es offensichtlich auch einige (von Di Stefano sehr schön herausgearbeitete) Normrestriktionen[4], die die Anwendung des nicht markierten Oppositionsterms für den markierten verbieten oder zumindest behindern: dies betrifft in erster Linie den Artikel bei nachgestelltem Subjekt (sg./pl. > *li*) sowie vor vokalisch anlautendem Subst. (unabhängig von der Position). – Überzeugender fällt die Darstellung des Zusammenhangs von Nominalflexion und Metrik aus. Di Stefano kann zeigen, daß die Wahl von *li/l'*, der verschiedenen Formen der Imparisyllaba usw. sehr oft metrisch bedingt ist, daß das *-s* beim Rektus sg. von auf *-e* ausgehenden Maskulina wie *hoste(s)*, *oncle(s)* vor vokalischem Anlaut oft eine dem modernen Trema vergleichbare Funktion hat, usw. Überzeugend ist auch die Darstellung des Ineinandergreifens von flexivischer und positioneller Kennzeichnung der syntaktischen Funktionen sowie der Auflösung von syntaktischen Ambiguitäten über den Kontext, über semantische und zivilisatorische Gegebenheiten usw.

Alles in allem – und trotz einiger Ausstellungen – legt Di Stefano hier eine Sammlung von klugen, gut dokumentierten Untersuchungen vor, die nicht nur für den Philologen, sondern auch für den Linguisten von Interesse sind.

Peter Wunderli

[2] Cf. D.M. Dougherty – S.B. Barnes (éd.), *La Geste de Monglane*, University of Oregon 1966.

[3] Cf. hierzu auch P. Wunderli, *Le système des démonstratifs en moyen français*, *R 100* (1979).

[4] Fälschlicherweise werden diese Restriktionen von Di Stefano im System angesiedelt. Gegen eine solche Darstellung sprechen u.a. auch die keineswegs seltenen, z.T. auch von Di Stefano erwähnten Durchbrechungen der Restriktionen.

LOUIS-FERNAND FLUTRE, *Du moyen picard au picard moderne*, Amiens (Musée de Picardie) 1977, 255 p. *(Collection de la «Société de Linguistique picarde» 15 = Publications du «Centre d'Etudes picardes de l'Université de Picardie», Amiens 3).*

Am 8. Februar 1978 ist Louis-Fernand Flutre gestorben. Mit ihm hat uns ein hervorragender Kenner der pikardischen Mundarten, der Vergangenheit wie der Gegenwart, verlassen. Gewissermaßen als sein wissenschaftliches Testament hat er uns den vorliegenden Band geschenkt, der die Fortsetzung seiner umfangreichen Untersuchung über das Mittelpikardische[1] darstellt. Genau genommen setzt er den ersten Abschnitt des dritten Teils (Grammaire) jenes Werkes fort, beschränkt er sich doch – im Gegensatz zu jenem – auf die Phonetik. «Mais, même dans ce domaine, tout n'a pu être dit, tellement les faits sont divers et complexes, tellement ils varient avec les lieux et comportent de nuances» (p. 5). Diese Komplexität der phonetischen Verhältnisse und die im einzelnen überaus komplizierten sprachgeographischen Situationen ließen Flutre darauf verzichten, die Ergebnisse seiner Arbeit kartographisch auszuwerten. «On peut parler de particularités propres au Ternois, au Santerre, au Vermandois, etc., mais ce ne sont là que des localisations générales. Où exactement s'arrête telle évolution, où commence telle autre, il est encore à peu près impossible de le dire» (p. 5). Der Untersuchung liegen zugrunde das Material des *ALF*, die bisher nicht allzu zahlreichen Lokalmonographien und verschiedene Texte aus dem 18. bis 20. Jahrhundert. Ausschnitte aus einigen Texten sind in der Anthologie (Textes choisis, p. 203–253) am Ende des Buches mit ausführlichem Kommentar wiedergegeben. Und zwar aus dem 18. Jahrhundert: 1) Anfang Jh. aus der Gegend von St-Pol, 2) erste Hälfte Jh. aus Lille, 3) 1753 aus der Gegend von Amiens, 4) 1754 *ib.*, 5) Ende Jh. aus der Gegend von Arras. Aus dem 19. und aus dem – vorwiegend frühen – 20. Jahrhundert sind, bis auf diejenige aus Valenciennes, alle Textproben phonetisch transkribiert und mit einer Übersetzung ins Schriftfranzösische versehen. Aus Belgien: Tournai, aus dem Dep. Nord: Gondecourt, Valenciennes, aus dem Dep. Pas-de-Calais: Arras, St-Pol, Montreuil, aus dem Dep. Somme: Vimeu, Amiens, Mesnil-Martinsart, Vermandois, aus dem Dep. Aisne: Vermandois.

Betrachtet man die «Liste des localités citées» (p. 13–15) – bei jeder Ortschaft werden jeweils die nächstliegenden Punkte des *ALF* angegeben –, so ergibt sich zwischen den einzelnen Regionen des pikardischen Dialektraums ein erhebliches quantitatives Mißverhältnis zugunsten des Dep. Somme. Von Nordosten nach Südwesten gehend konstatieren wir für:

Belgien:	4 Ortschaften	(Lessines = *ALF* 293, Thieulain = *ALF* 294, Mons, Tournai) + 2 weitere *ALF*-Punkte
Dep. Ardennes:	1 Ortschaft	(Givet)
Dep. Nord:	26 Ortschaften	(inkl. *ALF* 272, 281, 282, 295) + 4 weitere *ALF*-Punkte
Dep. Pas-de-Calais:	22 Ortschaften	(inkl. *ALF* 284, 296) + 12 weitere *ALF*-Punkte
Dep. Somme:	94 Ortschaften	(inkl. *ALF* 263, 277) + 7 weitere *ALF*-Punkte
Dep. Oise:	4 Ortschaften	(Beauvais, Cinqueux, Compiègne, Noyon) + 5 *ALF*-Punkte
Dep. Aisne:	4 Ortschaften	(Laon, St-Quentin, Soissons, Vervins) + 4 *ALF*-Punkte
Dep. Seine-Maritime:	3 Ortschaften	(Aumales, Blangy-sur-Bresle, Vieux-Rouen)

[1] *Le Moyen Picard, d'après les textes littéraires du temps (1560–1660). Textes* (p. 14–185) – *Lexique* (p. 187–379) – *Grammaire* (p. 381–520 = *Phonétique* p. 383–500, *Morphologie* p. 501–517, *Syntaxe* p. 518–520), Amiens 1970, 551 p.

Vor allem scheinen die Mundarten der Oise zu kurz zu kommen. Ob das im Hinblick auf die seit langem angekündigte und hoffentlich bald erscheinende Untersuchung von Robert Loriot, *La structure linguistique de la Picardie méridionale et du nord de l'Ile-de-France (Oise)*, so gehalten wurde? Das Netz in der Somme ist drei- bis viermal dichter als in den Dep. Nord und Pas-de-Calais. Das bedeutet zweifellos auch genauere Kenntnis der dialektalen Verhältnisse. Man wird also wohl auf den pikardischen Regionalatlas warten müssen, um eine qualitativ und quantitativ gleichmäßig exakte Kenntnis der Mundarten und Untermundarten zu erhalten. Darüber war sich auch Flutre im klaren: «... de l'*ALP*... qui, par la densité de ses points d'enquête et la multiplicité des formes relevées, apportera une documentation non seulement abondante, mais surtout minutieusement localisée» (p. 6).

Wie schon in seiner Untersuchung zum Mittelpikardischen hat der Verfasser den Stoff nach den romanischen, d.h. pikardischen Lautungen geordnet; in diesem Fall ist die mittelpikardische Form jeweils Ordnungsprinzip (also z.B. «IÉ et IEN du moyen picard; Les labiales du moyen picard» u.a.m.). Angesichts der Fülle und Komplikation der Fakten ergeben sich überaus heterogene Kapitel, in denen genetisch durchaus Verschiedenes und z.T. auch Wichtiges und weniger Wichtiges einfach nebeneinander gestellt wird. Um diese Konzeption zu veranschaulichen möchte ich als Muster den Abschnitt über *ié* (p. 73–77) in seinen wesentlichen Zügen resümieren:

§ 78. mpik. *ié* > npik. *ę* im absoluten Auslaut, *ę* vor artikuliertem Konsonanten, z.B. miel = *myę* vs *ękyęl* = échelle, aider = *ędyę* vs *ködyęr* = chaudière. Also dasselbe Prinzip wie im Französischen. «Particularités»: 1) Nord, Hainaut, rouchi: lat. *ę]* > *yę* – ein (auch wallonisches und z.T. lothringisches) Merkmal von größter Wichtigkeit im Rahmen der allgemeinromanischen Phonetik wird hier fast am Rande erwähnt. – 2) St. Pol, Béthune: lat. *ę[* > *yę* > *yęę* oder *yę$_e$* (in Wörtern wie *pierre* u. dgl.).

§ 79. Absorbierung des *y* durch vorausgehenden Sibilanten (seit 14. Jh.): apik. *cachier* > *kašę*, *congié* > *kõžę*, also – mutatis mutandis – wie im Französischen. Im Vimeu und Hennegau finden sich noch Artikulierungen mit *y*.

§ 80. Desgleichen bei den Ergebnissen von lat. K[a]. Opposition von Nord + Pas-de-Calais gegen die Region Lille-Roubaix-Tourcoing + Hennegau + Somme. Dort Reduktion zu *kę*, hier Kombination von *k* mit *y* zur Affrikata *tšę*, z.B. CARRICARE > apik. *kerkier* > *kerkę* vs *kertšę*, PISCARE > apik. *peskier* > *pękę* vs *pętšę*, CARU > apik. *kier* > *kęr* vs *tšęr*.

«Particularité»: ausl. *-ié* wird manchenorts nasalisiert, z.B. pied = *pyẽ*, nag(i)er = *nažẽ* usw.

§ 81. Santerre, Naours (zwischen Amiens und Doullens), Péronne, Lille, Pévèle, Hennegau und Umgebung von Avesnes: *ié* hat sich besonders im Auslaut zu *yi* geschlossen, welches sich nach Sibilanten und palatalen Konsonanten zu *i* reduzieren kann, z.B. charpentier = *karpãtyi*, avancer = *avãši*, collier = *kuyi*, *kuli*, pisser = *pisi* usw. Ebenso vor artikulierten Konsonanten: fièvre = *fiv*.

«Particularités»: 1) *y* bleibt manchenorts auch nach Sibilanten wahrnehmbar: pêcher = *pętšyi*. – 2) *kyi* wird manchenorts zu *ki:* faucher = *foki*. – 3) Roubaix: Palatal + -ARE, -ATUM > apik., mpik. *-ier*, *-ié* > *i̯*, z.B. payer = *pẽi̯*, loyer = *lõi̯*.

§ 82. 1) Vimeu: ausl. *-ié* wird zu *yö* (nach Sibilanten zu *ö*) labialisiert, z.B. FABRICARE > apik. *forgier* > *foržö*, NITIDIARE > apik. *netier* > *netyö*, PANARIU > *panier* > *pẽñö*, PEDE > *pied* > *pyö*. – 2) Montreuil: ähnliche Entwicklung in denselben Fällen, jedoch zu *(y)ö$_e$*. – 3) Lille: Reduktion von *ie* vor artikulierten Konsonanten zu *ę*, z.B. fièvre = *fęf*. – 4) Vermandois, Arrouaise, Santerre, Amiénois, Vimeu: Labialisierung von *iè* vor Labial zu *yö*, z.B. lièvre = *yöf*, *-v*, *löv* (18. Jh. *lieuve* in Corbie). – 5) Harpouille: ausl. *-ié* > *yü:* charpentier = *karpẽtyü*,

collier = *kuyü;* nach *k:* apik. *pesquier* > *pešü.* – 6) Beauquesne: ausl. *-ié* nach *k* > *tšẅi:* apik. *se couquier* > *s kutšẅi, faukier* > *fötšẅi* usw.

§ 83. In Ableitungen und Komposita bleibt die diphthongierte Form erhalten. Typus: mièvre = *myŏf* > *myŏvrẹs* (Suffix *-esse*); *pẹsẽt* = *pied* + *sente* 'sente qui n'a qu'un pied de largeur'.

Flutre hat alles, was er über den Lautstand der pikardischen Mundarten ermitteln konnte, zusammengetragen, und sein Werk bietet zweifellos ein Maximum an Information. Die Präsentation – obzwar gegen die rein deskriptive Methode an sich nichts einzuwenden wäre – ergibt jedoch eine verwirrende Fülle von Fakten, so daß der Leser (ich meine hier den Nichtpikardisten) gleichsam vor lauter Bäumen den Wald kaum sieht. Das heißt: er wird alle Fakten zur Kenntnis nehmen, aber nur eine sehr unklare Vorstellung davon erwerben, wie sich diese Fakten in der «chaîne parlée» der lebendigen Sprache aktualisieren. Ein ausführlicher Wortindex (p. 177–201) mit französischen Stichwörtern hilft freilich dem Dialektologen, der in Flutres Buch Auskunft sucht (und auch findet), wird aber dem sog. interessierten Laien, der etwas über den allgemeinen Habitus der modernpikardischen Mundarten erfahren möchte, von nur geringem Nutzen sein. Der abstrakte und didaktisch ungeschickte Charakter des «exposé théorique» veranlaßte denn auch den Verfasser, die erwähnte Anthologie folgen zu lassen, mit der Aufforderung an den Benützer: «La lecture, – à faire à haute voix, – de ces quelques pages permettra de replacer dans un contexte vivant les faits qui ont été étudiés d'une manière abstraite dans le corps de l'ouvrage, et pourra faire mieux saisir la variété et la richesse des parlers qui se partagent le domaine picard» (p. 6). Der Fachmann, der sich mit galloromanischer Dialektologie befaßt, wird dieser – vorläufigen – «Summa picardica» indessen nicht entraten können. Für das Wagnis, am Abend seines Lebens, aus allen verfügbaren Quellen und aus eigener Forschung[2], eine solche «Summa» systematisch zusammengestellt zu haben, gebührt Louis-Fernand Flutre Dank und Ehre[3].

C. Th. G.

★

Irene Monreal-Wickert, *Die Sprachforschung der Aufklärung im Spiegel der großen französischen Enzyklopädie*, Tübingen (Narr) 1977, 208 p. *(Lingua et Traditio 3)*.

Die Grammatiker und Sprachtheorien des 18. Jahrhunderts sind in den letzten Jahren wieder stärker ins Zentrum der Forschungsinteressen gerückt, ja man kann von einer eigentlichen Renaissance der Beschäftigung mit den Grammatik- und Sprachkonzeptionen der franzö-

[2] *Le parler picard de Mesnil-Martinsart (Somme)*, Genève-Lille 1955, 255 p.

Sur un texte du XVI^e siècle en patois de Valenciennes (moyen rouchi), *Annales de l'Université de Madagascar, Série Lettres et Sciences humaines 2* (1964), 3–36.

Deux poèmes en patois picard du début du XVIII^e siècle, in: *Mélanges M. Delbouille*, t. I, Gembloux 1964, p. 191–219.

Le Discours du Curé de Bersy. Texte de moyen picard (milieu du XVII^e siècle) en dialecte de Cambrai, in: *Festschrift W. von Wartburg zum 80. Geburtstag*, Bd. 2, Tübingen 1968, p. 117–131.

«Au» et «iau» toniques du picard ancien et leurs aboutissements actuels, in: *Mélanges P. Gardette*, Strasbourg 1968, p. 161–172.

La diphtongue «oi (oy)» de l'ancien picard et ses aboutissements actuels, in: *Mélanges G. Straka*, t. I, Lyon–Strasbourg 1970, p. 274–290.

Les voyelles accentuées du picard en terminaison masculine et leurs évolutions récentes, *RLiR 36* (1972), 75–101.

[3] Cf. den Nekrolog aus der Feder von René Debrie (*RLiR 42* [1978], 238–240).

sischen Aufklärung sprechen[1]. Zweifellos ist dies z.T. durch die von Chomskys *Cartesianischer Linguistik* ausgelöste verstärkte Hinwendung zur Geschichte der Sprachwissenschaft zu erklären – aber ganz unabhängig von der generativen Transformationsgrammatik hat man in den letzten Jahren immer deutlicher erkannt, daß das 18. Jahrhundert vor allem hinsichtlich der synchronischen Sprachbetrachtung z.T. außerordentlich modern ist – eine Modernität, die allerdings im 19. Jahrhundert durch die radikale Hinwendung zu vergleichend-historischen Fragestellungen weitgehend wieder verschüttet wurde und so die neuere Linguistik des 20. Jahrhunderts wohl in der Regel nicht direkt beeinflußt hat[2].

Im Rahmen dieser Hinwendung zur Geschichte der Sprachwissenschaft und zum 18. Jahrhundert ist auch die unter der Leitung von H.-H. Christmann entstandene, 1975 in Saarbrücken angenommene Dissertation von Irene Monreal-Wickert zu sehen: es handelt sich um einen außerordentlich wichtigen Beitrag, der zumindest einen Teil des in der Enzyklopädie enthaltenen Materials aufarbeitet und wissenschaftsgeschichtlich einordnet. Dies ist umso verdienstvoller, als das Material in diesem Monumentalwerk weit verstreut ist und sich z.T. unter Stichwörtern findet, wo man es überhaupt nicht erwarten würde. Gerade dieser Aspekt, der mir für die richtige Gewichtung und Beurteilung der einzelnen Theorien und Theorieelemente von außerordentlicher Bedeutung zu sein scheint[3], wird von der Verfasserin allerdings kaum berücksichtigt. – Die *Encyclopédie* erweist sich für Fragestellungen aus dem Bereich der Geschichte der Sprachwissenschaft deshalb als interessante Quelle, weil sie nicht nur grammatikalischen und sprachtheoretischen Problemen sehr viel Raum einräumt, sondern auch weil die Beiträge von verschiedenen Autoren stammen, die z.T. doch recht unterschiedliche Positionen vertreten; dies führt manchmal selbst innerhalb der Enzyklopädie zu ausgedehnten Diskussionen und Auseinandersetzungen. Die sowohl qualitativ wie quantitativ wichtigsten Mitarbeiter für Grammatik- und Sprachprobleme sind Dumarsais (vol. 1–7) und (nach dessen Tod) Beauzée (ab vol. 7). Douchet hat an den Bänden 7 und 8 mitgearbeitet und der Chevalier de Jaucourt ab Band 8 eine Reihe von Beiträgen beigesteuert. Vereinzelt finden sich auch Diderot, Turgot und der Abbé Mallet als Autoren von Artikeln aus dem uns hier interessierenden Gebiet[4]. Alle diese Artikel sind dann von Beauzée ausgezogen, z.T. überarbeitet oder ergänzt und in Verbindung mit Marmontel in den 3 Bänden *Grammaire et Littérature* der *Encyclopédie méthodique* erneut publiziert worden[5]. Gerade hier werden die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Autoren besonders deutlich.

Die Arbeit beginnt mit einer kurzen methodischen Einleitung (p. 9–24). Die Verfasserin befaßt sich zuerst mit dem Problem der Kontinuität in der Linguistik und vertritt die Auffassung, daß jede neue Theorie, jeder neue Ansatz einen Bruch bedeuten würde (p. 9)[6]. Was

[1] Für einen guten Überblick über die neueren Arbeiten cf. U. RICKEN, *Zu einigen Voraussetzungen und Aufgaben einer Geschichte der Romanistik*, *BRPh. 16/1* (1977), 7–15; cf. ferner auch F. J. HAUSMANN, *Le «Dictionnaire» de Condillac*, *FM 46* (1978), 226–49.

[2] Allerdings tauchen z.B. bei Charles Bally und Gustave Guillaume mit den im 18. Jahrhundert im Vordergrund stehenden identische oder zumindest vergleichbare Fragestellungen in derart großer Zahl auf, daß man sich zu Recht fragen kann, ob hier nicht doch eine (verspätete) Rezeption stattgefunden hat; eine eingehende Untersuchung dieser Frage würde sich sicher lohnen.

[3] Cf. hierzu auch P. KUENTZ in: *Langue et langages de Leibniz à l'Encyclopédie* (éd. MICHÈLE DUCHET – MICHÈLE JALLEY), Paris 1977, p. 19.

[4] Cf. hierzu das Verzeichnis bei MONREAL-WICKERT, p. 171–79. Leider geht es nur bis Band 16 und berücksichtigt die Supplementbände nicht.

[5] Cf. *Encyclopédie méthodique: Grammaire et littérature*, 3 vol., Paris-Liège 1782–86. – Bei MONREAL-WICKERT, p. 180, ist der Titel falsch wiedergegeben *(Langue et littérature)*.

[6] Dies scheint mir allerdings zweifelhaft zu sein: im Gegensatz zur Situation in den Naturwissenschaften scheinen die Geisteswissenschaften durch einen viel größeren Kontinuitätsanteil ge-

konstant bleibt, wäre letztlich nur das Objekt Sprache (p. 10). Wieso dies allerdings implizieren soll, daß man im wissenschaftsgeschichtlichen Bereich von einem «naiven Sprachverständnis» ausgehen muß (p. 11), ist mir nicht einsichtig. Richtig ist dagegen sicher, daß gerade durch die sich ablösenden Theorien die Identität des Objekts deutlich wird, ja ich würde sogar noch weiter gehen: da es durch die verschiedensten Theorien hindurch immer wieder eine Reihe von konstanten Elementen gibt, dürften diese (relativen) Invarianten gerade auf hervorstechende und charakteristische Züge des Objekts verweisen. – Die Wissenschaftsgeschichte sieht sich nun immer mit dem Problem konfrontiert, daß sowohl die Methode des Darstellenden als auch die darzustellende Methode zeitgebunden sind, was letztlich zu einer doppelten Verzerrung führt; letztlich sind diese Probleme nicht zu vermeiden – sie können allerhöchstens dadurch (relativ) entschärft werden, daß man versucht, die Bedingungen und Mechanismen dieser Verzerrungen bewußt herauszuarbeiten (p. 11). In dieser Hinsicht ist gegenüber dem 18. Jahrhundert ganz besondere Vorsicht am Platz: Normalerweise läßt man die Geschichte der Linguistik mit dem 19. Jahrhundert, d.h. mit dem Zeitpunkt, wo diese Disziplin durch die Berücksichtigung der historischen Dimension ihre Autonomie gewinnt, beginnen (p. 12/13), was gleichzeitig meist zu einer Verabsolutierung dieser Perspektive führt. Bis vor kurzem, ja z.T. sogar noch heute gilt, daß die linguistische Geschichtsschreibung sich Saussures Dichotomie zwischen Synchronie und Diachronie nicht angeeignet hat. Erst seit Chomsky[7] hat auch die historische Aufbereitung und Darstellung der synchronischen Sprachwissenschaft eine gewisse Bedeutung gewonnen. Die Verfasserin merkt allerdings mit einem gewissen vorwurfsvollen Unterton an, daß es bei den neueren Darstellungen aus diesem Bereich meist weniger um eine Darstellung der kontinuierlichen Entwicklung des Sprachdenkens als vielmehr um die Herausarbeitung von Parallelen zu gewissen neuen und neuesten Ansätzen gehe (p. 15). Ohne die zentrale Bedeutung der ersten Aufgabenstellung leugnen zu wollen, scheint mir doch auch die zweite Fragestellung legitim zu sein – vor allem auch deshalb, weil es ja gerade diese Konstanten sind, die uns wesentliche Erkenntnisse über die charakteristischen Züge des Objekts zu vermitteln in der Lage sind.

An diese methodischen Vorüberlegungen schließt dann eine kurze Skizze der Enzyklopädie, der linguistischen Anteile, der Autoren und Artikel sowie des heutigen Forschungsstandes an (p. 15ss.). Die Verfasserin will in ihrer Darstellung beiden der bereits erwähnten Hauptstränge Rechnung tragen: es soll sowohl die Bedeutung der Enzyklopädie für die Herausbildung der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts berücksichtigt als auch den Parallelen zu modernen Ansätzen nachgegangen werden (wobei dieser zweiten Zielsetzung im folgenden allerdings bedeutend weniger Gewicht zukommt). Was die Materialauswahl angeht, so wird eine ganz entscheidende Einschränkung vorgenommen (die sich aber methodisch durchaus vertreten läßt): die Diskussion wird beschränkt auf metasprachliche Begriffe und Termini. Nach welchen Kriterien die weitere Auswahl der Themen und Begriffe erfolgt (und eine solche Auswahl ist bei der Fülle des Materials unumgänglich), wird nirgends erläutert. Immerhin läßt die Tatsache, daß im folgenden der Stoff in drei einzelnen Autoren zugewiesenen Hauptkapiteln (I. Beauzée; II. Dumarsais; III. Turgot/Diderot), dargeboten wird, darauf schließen, daß es der Verfasserin darum geht, die jeweiligen Ansätze über die Diskussion einiger besonders wichtiger Theorieelemente zu charakterisieren.

Das Kapitel über Beauzée (p. 25ss.) beginnt mit einer kurzen Skizze der *Grammaire générale et raisonnée* von Port-Royal, die als Hintergrund für den Ansatz des relativ konservativen Grammatikers dienen soll: aprioristischer Charakter, Transposition der Aussagenlogik,

kennzeichnet zu sein; eigentliche Brüche sind außerordentlich selten, ja selbst dann nur relativ. – Cf. hierzu auch Th. S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/M ²1976.

[7] Cf. vor allem das bereits erwähnte Werk *Cartesian Linguistics*, New York 1966.

Verbindung mit dem Cartesianismus (Sprache als distinktiver Zug des Menschen) usw. werden nacheinander abgehandelt. Wichtig ist vor allem daß die *GGR* nicht eine Grammatik, sondern vielmehr eine Metagrammatik sein will, d.h. ein (letztlich zum Scheitern verurteilter) Versuch, eine Reihe von allgemeinen (logischen) Prinzipien mit den einzelsprachlichen Fakten in Beziehung zu setzen. Gerade hier setzt nun Beauzée in seinem Artikel *Grammaire* an; er unterscheidet zwei Arten von Grammatik: die *grammaire générale*, die in den Bereich der *science* gehört und spekulativen bzw. aprioristischen Charakter hat und die *grammaire particulière*, die zu den *arts* gehört und empirischen Charakter hat. Obwohl eine ähnliche Differenzierung sich schon bei Quintilian findet, ist es Beauzées Verdienst, dieser Unterscheidung (die in etwa derjenigen zwischen 1. und 2. metasprachlicher Ebene entspricht) zu einer gewissen Allgemeingültigkeit verholfen zu haben. *Grammaire générale* und *grammaire particulière* erscheinen bei ihm als komplementär, ja man könnte fast von einer Art hermeneutischem Zirkel zwischen den beiden Disziplinen sprechen. Gegenüber Port-Royal gewinnt so die einzelsprachliche Grammatik ganz entscheidend an Gewicht, was zweifellos darauf zurückzuführen ist, daß sich Beauzée der historischen Bedingtheit der einzelnen Sprachen und Sprachzustände vollumfänglich bewußt ist.

Der Artikel *Langue* (p. 40ss.) ergänzt den Artikel *grammaire* in natürlicher Weise: die *langue* ist der Gegenstand der *grammaire* und insbesondere der *grammaire particulière*. Sie wird von Beauzée als «totalité des usages propres à une nation pour exprimer ses pensées par la voix» definiert, d.h. er greift hier letztlich auf Vaugelas zurück und verschafft so dem *usage* eine ganz zentrale Stellung innerhalb der *grammaire particulière*. Begründet ist diese Haltung darin, daß für Beauzée der Mensch ohne Gesellschaft und ohne Sprache nicht denkbar ist – Sprache ist deshalb immer und von allem Anfang an ein gesellschaftliches Faktum. Hier stellt Beauzée bereits gewissermaßen die Weichen in Richtung auf eine Konventionaltheorie, und diese Orientierung wird noch deutlicher, wenn er – im Gegensatz zu Port-Royal – erklärt, die Sprache decke nicht nur den Bereich des Denkens, sondern auch denjenigen des Fühlens ab, wobei die Gefühlssprache (wohl mehr oder weniger) konstant, die Vernunftsprache dagegen in hohem Maße veränderlich wäre. Obwohl so alle Elemente für eine Konventionaltheorie bereitliegen, scheint Beauzée den entscheidenden Schritt doch nicht zu wagen: die Sprache (oder vielleicht eher die *faculté de langage*?[8]) bleibt für ihn göttlichen Ursprungs (was allerdings nur aufgrund eines Gemisches von rationalen und theologischen Argumenten begründet werden kann).

Ähnlich schillernd ist Beauzées Haltung hinsichtlich der Sprachenvielfalt. Zwar sieht er durchaus richtig, daß sich jede Sprache aufgrund der Rederealisierungen verändert und verändern muß. Gleichwohl könnte es auf diese Weise nie zu einer vollständigen Verschiedenheit der Sprachen kommen: er sieht sich deshalb doch wieder gezwungen, auf den Turmbau zu Babel zurückzugreifen, erklärt aber einschränkend dazu, Gott habe hier nur das in einem einzigen Moment getan, was sich sonst in Raum und Zeit (in allerdings weniger absoluter Weise) vollzogen hätte.

Die theoretische Anerkennung der Verschiedenheit der (historischen) Einzelsprachen einerseits, das Festhalten an der (hinsichtlich der einzelsprachlichen Anwendung gescheiterten) *grammaire générale* andererseits orientieren Beauzée nun in Richtung auf die Sprachtypologie – denn nur so läßt sich noch eine Existenzberechtigung für die *grammaire générale* finden. In diesem Punkt hat Beauzée im Abbé Girard einen wichtigen Vorläufer. Beide basieren ihre Typologie auf der analytischen Ordnung der Satzglieder (S–P–O), die als eine Art universelle Struktur angesehen wird. Sprachen, die der analytischen Ordnung folgen, werden zur Gruppe der *analogen* Sprachen gezählt; diejenigen, die die analytische Ordnung

[8] Cf. hierzu P. WUNDERLI, *Saussure und die Kreativität*, *VRom. 33* (1974), 1–31.

durch eine Flexion ersetzen, bilden die Klasse der transpositiven Sprachen. Die Zugehörigkeit zu einer dieser Klassen macht das *génie d'une langue* aus: wir bewegen uns hier somit im Bereich dessen, was Coseriu als *Typus* bezeichnet. Da bei Beauzée (und auch bei Girard) Typus und historische Verwandtschaft einander noch gleichgesetzt werden und die älteste bekannte analoge Sprache das Hebräische ist, müssen alle andern Sprachen dieser Klasse auf das Hebräische zurückgeführt werden. Und da die analytische Ordnung die primäre (da logische) ist, gilt dies letztlich auch für die transpositiven Sprachen. – Das Kapitel schließt mit einer Untersuchung der Beziehungen zwischen der Enzyklopädie, Adam Smith und A.-W. Schlegel aufgrund der Konzeption der Typologie.

In einem weiteren Unterkapitel werden schließlich noch die Artikel *usage* und *analogie* untersucht (p. 74ss.). Der *usage*-Begriff ist zwar auch bei Beauzée empirisch-synchronisch, unterscheidet sich von demjenigen Vaugelas' aber dadurch, daß er nicht mehr ein gesellschaftlich-normatives Werturteil einschließt: der *usage* wird gewissermaßen quantifiziert, indem er ihn als «la façon de parler de la plus nombreuse partie de la cour, conformément à la façon d'écrire de la plus nombreuse partie des auteurs les plus estimés du tems» definiert, wodurch letztlich die gerade von Vaugelas abgelehnte «demokratische» Komponente zum Tragen kommt. Dadurch wird der *usage* offen für historische Veränderungen, er verliert seinen absolut-normativen Aspekt: durch die gesellschaftlich-demokratische Eingebundenheit wird es möglich, daß sich verschiedene *usages* im Laufe der Zeit ablösen. – Dort, wo der *usage* zweifelhaft oder geteilt ist, empfiehlt Beauzée Analogieschlüsse aufgrund von vergleichbaren eindeutigen Fällen. Doch damit nicht genug: das Analogieprinzip gehört für ihn nicht nur dem Bereich der Methode an, er betrachtet es auch als im Bereich des Objekts, d.h. der Sprache, wirksam und schafft damit (wohl unter dem Einfluß von Condillac) die Grundlagen für den modernen Analogiebegriff. Und damit nicht genug. Wir haben oben gesehen, daß mit *génie d'une langue* der Typus bezeichnet wird; der *usage* steht eindeutig für die Norm, während die *analogie* im Bereich zwischen Norm und Typus anzusiedeln ist. Damit verfügt Beauzée bereits über ein in einer ersten Annäherung mit Coserius Trichotomie Norm-System-Typus vergleichbar dreistufige Abstraktionshierarchie.

Das Kapitel über Dumarsais (p. 95ss.) beginnt mit einer Skizze des Gegensatzes zwischen Rationalisten und Sensualisten. Während die Rationalisten eine konstitutive Zäsur zwischen *res extensa* und *res cogitans* annehmen, ist für die Sensualisten (und insbesondere Condillac) die Objektwelt mit dem Denken über die *sensations* organisch verbunden: die *sensations* evozieren (u.a. sprachliche) Reaktionen, und die Sprache ermöglicht überhaupt erst das Denken. Im Bereich der Sprachtheorie kristallisiert sich der Gegensatz zwischen den beiden Schulen vor allem am Problem der Wortstellung heraus. Die Rationalisten vertreten die Existenz eines *ordre naturel*, einer logisch fundierten, im Sinne einer Sukzessivität auf die Zeitachse umprojizierten Hierarchie S–P–O (die auch noch von Dumarsais und Beauzée verteidigt wird). Für Condillac dagegen gibt es keinen (logischen) *ordre naturel*. Für ihn ist vielmehr die *liaison des idées* das entscheidende Ordnungsprinzip, in dessen Zentrum das Verb (!) steht: die *liaison des idées* wäre unwandelbar und kommunikationskonstitutiv, die Wortordnung dagegen wandelbar und konventionell; Inversion läge immer dort vor, wo die Wortordnung von der *liaison des idées* abweicht. Obwohl in dieser Hinsicht Dumarsais und Beauzée konservativ sind, haben Condillacs Ideen bei den Autoren der Enzyklopädie gleichwohl Früchte getragen: es ist Diderot, der in seiner *Lettre sur les sourds et muets* Condillacs These von der Relativität der Wortordnung wieder aufgreift; im Gegensatz zu dem großen Sensualisten hindert ihn sein philosophischer Skeptizismus jedoch daran, anstelle des *ordre naturel* ein neues Ordnungsprinzip einzuführen: es ist die Einzelsprache, die die Wortordnung diktiert – und damit erscheint die Wortordnung als im modernen Sinne arbiträres Phänomen.

An diesen Überblick schließt organisch die Diskussion der Artikel *cas*, *article* und *construction* an. Das wichtigste Ergebnis des Artikels *cas* (p. 113ss.) ist die Feststellung von Dumarsais (und Girard), daß das Frz. keine Kasus kenne – eine Feststellung, die allerdings später von Beauzée auf den Bereich des Nomens eingeschränkt wird: im Bereich der Pronomina würde es – obwohl das Frz. zu den analogen Sprachen zählt – Kasus geben (p. 117). Die radikale Position bei Girard und Dumarsais dürfte vor allem durch das Bedürfnis, sich von der lat. Grammatik zu emanzipieren, diktiert sein, gleichzeitig aber ihre Wurzel in den typologischen Bestrebungen haben. Trotz dieses überzogenen Radikalismus fehlt allerdings die Erkenntnis nicht, daß Deklination und Präpositionalkonstruktion austauschbare Verfahren sind.

Die Darstellung des Artikels bei Dumarsais (p. 120ss.) darf als eines seiner Meisterwerke angesehen werden. Der Artikel bildet nicht eine eigene Wortklasse, er gehört vielmehr zu den *adjectifs métaphysiques*: mit seiner Hilfe wird nicht eine Eigenschaft des Substantivs (bzw. seines Referenzobjekts) bezeichnet, sondern vielmehr eine *vue de l'esprit*, d.h. die Art und Weise, dieses Objekt zu betrachten oder darzustellen – eine noch etwas vage, letztlich aber außerordentlich moderne Darstellungsweise. Darüber hinaus ist der Artikel sowohl bei Dumarsais als auch später bei Beauzée so etwas wie ein begrifflicher Aktualisator: er hebt den abstrakten Charakter des Subst. auf und macht dieses gewissermaßen zum Eigennamen. Diese wohl für das Afr. noch zutreffende Darstellung ist für das Nfr. allerdings nicht mehr gültig: sowohl Dumarsais wie Beauzée übersehen hier, daß es neben dem partikularisierenden auch noch einen generalisierenden Artikelgebrauch gibt. Dagegen hat Dumarsais bereits deutlich erkannt, daß der Artikel auch Translationsfunktion ausüben kann.

Nicht weniger interessant ist der Artikel *construction*, und zwar deshalb, weil hier die *construction* ausdrücklich von der *syntaxe* abgesetzt wird: die *syntaxe* würde sich mit der *liaison des idées* befassen, die *construction* dagegen mit der tatsächlichen Abfolge der Elemente in der Redekette. Monreal-Wickert vergleicht diese Unterscheidung mit der Tiefen- und Oberflächenstruktur der gTG; noch passender schiene mir eine Gleichsetzung mit dem *ordre structural* und dem *ordre linéaire* bei Tesnière zu sein, d.h. mit der Inhalts- und Ausdrucksseite der Satzbaupläne. Dort, wo die *construction* dem *ordre naturel* folgt, spricht Dumarsais von einer *construction simple*. Affekt, Interesse usw. können nun aber zu einer Abweichung von dieser idealen Ordnung führen: wir hätten dann eine *construction figurée*. Und wenn schließlich derartige Abweichungen sich im Rahmen des *usage* verfestigen, würde eine *construction usuelle* vorliegen.

Nach einem Exkurs über die sprachdidaktischen Konzeptionen bei Beauzée, Dumarsais und Diderot (p. 135ss.) kommt die Verfasserin schließlich zur Besprechung der Artikel *étymologie* (Turgot) und *encyclopédie* (Diderot). Grundlage für Turgots Ansatz (p. 148ss.) ist die Feststellung, daß Inhalt und Ausdruck des sprachlichen Zeichens einander in arbiträrer Weise zugeordnet sind und daß sich diese Beziehung im Laufe der Geschichte verändern kann, je nachdem aufgrund einer Modifikation der Inhalts- oder Ausdrucksseite (oder beider) – er vertritt somit bereits eine mit derjenigen Saussures identische Konzeption. Obwohl die Inhaltsseite an sich stabiler wäre als die Ausdrucksseite, hätten doch Veränderungen in der Außenwelt in der Regel ebenfalls Konsequenzen für das sprachliche Zeichen. – Für die Hypothesenbildung stellt Turgot nun eine Reihe von Richtlinien auf: Es ist von den flexivischen Elementen zu abstrahieren; wenn nötig, ist auf ältere Sprachstufen und/oder auf die Dialekte zurückzugreifen; Vergleiche mit anderen (u.a. auch nicht-romanischen) Sprachen können erhellend wirken; es ist der Möglichkeit von Entlehnungen und Metaphernbildungen Rechnung zu tragen; usw. Auf jeden Fall müssen die Hypothesen verifiziert (bzw. falsifiziert) werden und es ist zwischen möglichen, wahrscheinlichen und gesicherten Etymologien zu unterscheiden. Um die Etymologie aus dem Mißkredit, in dem sie im 18. Jahr-

collier = *kuyü;* nach *k:* apik. *pesquier* > *pešü.* – 6) Beauqu
apik. *se couquier* > *s kutšẅi, faukier* > *fötšẅi* usw.

§ 83. In Ableitungen und Komposita bleibt die diphthongiert
= *myǫ̈f* > *myǫ̈vrẹs* (Suffix *-esse*); *pyẹsẽt* = *pied* + *sente* 'sent

Flutre hat alles, was er über den Lautstand der pikardische
zusammengetragen, und sein Werk bietet zweifellos ein M
Präsentation – obzwar gegen die rein deskriptive Method
wäre – ergibt jedoch eine verwirrende Fülle von Fakten, so d
Nichtpikardisten) gleichsam vor lauter Bäumen den Wald ka
Fakten zur Kenntnis nehmen, aber nur eine sehr unklare V
sich diese Fakten in der «chaîne parlée» der lebendigen Spr
licher Wortindex (p. 177–201) mit französischen Stichwörte
gen, der in Flutres Buch Auskunft sucht (und auch findet), w
Laien, der etwas über den allgemeinen Habitus der modernpi
möchte, von nur geringem Nutzen sein. Der abstrakte und di
des «exposé théorique» veranlaßte denn auch den Verfasser,
zu lassen, mit der Aufforderung an den Benützer: «La lectur
quelques pages permettra de replacer dans un contexte viv
d'une manière abstraite dans le corps de l'ouvrage, et pourra
richesse des parlers qui se partagent le domaine picard» (p.
galloromanischer Dialektologie befaßt, wird dieser – vorl
indessen nicht entraten können. Für das Wagnis, am Abend
baren Quellen und aus eigener Forschung[2], eine solche «Su
gestellt zu haben, gebührt Louis-Fernand Flutre Dank und

★

IRENE MONREAL-WICKERT, *Die Sprachforschung der Aufklär
sischen Enzyklopädie*, Tübingen (Narr) 1977, 208 p. *(Lin*

Die Grammatiker und Sprachtheorien des 18. Jahrhunderts
stärker ins Zentrum der Forschungsinteressen gerückt, ja n
Renaissance der Beschäftigung mit den Grammatik- und S

[2] *Le parler picard de Mesnil-Martinsart (Somme)*, Genève-Li
*Sur un texte du XVI*e *siècle en patois de Valenciennes (moyen
Madagascar, Série Lettres et Sciences humaines 2* (1964), 3–36.
*Deux poèmes en patois picard du début du XVIII*e *siècle*, in: *Mé
1964, p. 191–219.
*Le Discours du Curé de Bersy. Texte de moyen picard (milieu c
brai*, in: *Festschrift W. von Wartburg zum 80. Geburtstag*, Bd. 2,
*«Au» et «iau» toniques du picard ancien et leurs aboutissement
Strasbourg 1968, p. 161–172.
*La diphtongue «oi (oy)» de l'ancien picard et ses aboutisseme
t. I, Lyon–Strasbourg 1970, p. 274–290.
*Les voyelles accentuées du picard en terminaison masculine e
(1972), 75–101.

[3] Cf. den Nekrolog aus der Feder von RENÉ DEBRIE (*RLiR 4*

hundert steht, herau
gen, sich aller gewag
der Völkerbewegung
außerordentlich moc
Sprachwissenschaft,
«wortgeschichtliche
Sprachgeschichte ein
als vielmehr die Ent
Im Artikel *Encyc*
Definitionen, die nac
der lebenden Sprach
Definitionen auf die t
zugreifen; dort, wo d
für eine Nutzung de
Die Arbeit schlie
ihrer jeweiligen Aut
erwähnten (älteren)
Wiedergabe der Übe
Gesamthaft gese
werden: Umfassend
Verfasserin eindrück
Entwicklung der Lir
heute Aktualität zus
bringen nur die relati
zahlreichen Versehen
Allerdings muß a
erschöpft ist, hat sic
nende Punkte beschr
die vor allem aus de
würden; es seien hier
lehre (Semiologie; cf.
mation, écriture, gran
sonalen und temporal
présent, pronom, tem.
Artikeläquivalente (*a*
possessif, français [Su
*aire, imparfait, impéra
parfait, présent, subjo*
ihre multiparametris
prosodique, prosodie,
[Suppl.]); usw. Hier t
geeignet ist, die Mod
empirischen Bereich a

ıführen, muß man sich größter Strengr *la syntaxe et la sémantique des pseudo-adjectifs dénominaux*
ı Spekulationen enthalten und vor all n 1976, 174 p.
und der Ideengeschichte verfügen. I
n. Er vollzieht nicht nur den Übergar Dissertation aus dem Jahre 1976 setzt sich zum Ziel den
ndern vertritt auch eine Etymologie n relationalen Adjektive (von der Verfasserin *pseudo-adjectifs*
Auffassung von Jud und Wartburg e n neu aufzurollen. Nun fehlt es zwar keineswegs an neueren
ündet: es ist weniger die isolierte Ety llein in den letzten Jahren haben sich (vorwiegend im Rahmen
:klung der Sprache als Ganzes. :ka, R. Schmidt, R. Pittet und M. Ronat mit diesem Adjektiv-
pédie von Diderot (p. 160ss.) interess anz zu schweigen von den zahlreichen Studien zum gleichen
Diderot überzeitlich, d.h. dem Probl eutschen. Gleichwohl ist man noch weit davon entfernt, den
enthoben sein sollen. Um dies zu re ur einigermaßen fest im Griff zu haben, was einerseits z.T.
en Sprachen (Gr. und vor allem Lat.) a der o.g. Autoren die relationalen Adjektive gar nicht ins Zen-
; nicht möglich ist, plädiert er – in au ellt haben. Andererseits zeigt aber auch gerade die Untersu-
ontextuellen Erhellungsmechanismen die Syntax und Semantik der relationalen Adjektive von derart
mit einer Liste der grammatischen A Faktoren beeinflußt wird, daß man auch bei intensivster
n (p. 171–79), einer Bibliographie (lenden Problemen noch lange brauchen wird, um für alle eine
nguisten und Grammatiker (p. 194).
ickstafel im Artikel *Grammaire* der cheidenheit formuliertes) Ziel der Arbeit ist es, «d'expliquer
darf der Studie ein außerordentlic t sémantiques des réalisations des syntagmes nominaux... du
formiert und sorgfältig und umsich lan umfaßt zuerst einen Versuch, die PA auszugrenzen, worauf
ı zu zeigen, was die Enzyklopädie (u ditionelle generative Ableitung der Syntagmen vom Typ N–PA
istik gebracht hat und inwieweit m zeptabel ist. Anschließend wird versucht, die zwischen N und
:chen kann. Geringfügige Abstriche bestehenden syntaktischen Relationen zu bestimmen, es wird
ıäufigen Druckfehler in den französi t der PAs diskutiert und der Frage nachgegangen, inwieweit
der Bibliographie. nstruktionen N–PA und N–être–PA gibt. Schließlich wird die
ı gesagt werden, daß mit dieser Arb ntonymie, Negation und Präfigierung mit *anti-* für die Klassi-
ie Verfasserin doch bewußt auf einig die Klassifikation der sog. «PA doubles» (Adj. mit einer rela-
‹t. Darüber hinaus gibt es aber noc onalen Lesart) untersucht und abschließend den Äquivalenzen
icht der heutigen Aktualität eine ein henden Präpositionalkonstruktionen nachgegangen. – Metho-
r einige wenige genannt: die Konzep ntlichen im Rahmen der Standardrevision der gTG, wenn auch
›r allem die Artikel *caractère, alphab* mantik so weit als möglich integriert werden. – Als Korpus
ıire, orthographe [*-ique*], *parler, signe* bert, *DFC* und *Dictionnaire des mots nouveaux*. Darüber hinaus
(nicht aber der lokalen) Deixis (*conj* nit Informantenbefragungen aufgrund von konstruierten bzw.
die Behandlung der Possessiva, De
ctif, article, ce, déclinable, démonstra Arbeit beginnt mit einer Inventarisierung der in der bestehen-
l.]); die Darstellung des Tempus- un ungskriterien für die relationalen Adjektive (p. 9ss.); diese wer-
indicatif, infinitif, mode, paradigme, t prädikativ; 2. nicht durch Adv. determinierbar; 3. nicht gra-
if, suppositif, tems, verbe, voix); die yme verfügend; 5. nicht koordinierbar mit anderen Adjektiv-
Definition (*accent, acoustique, as*; 7. keine Einschübe zwischen N und PA duldend; 8. keine
ntité, rythme, soupir, accent [Suppl.], l. Sieht man einmal von dem unproblematischen, aber gleich-
ich noch ein weites Untersuchungsfel bigen Kriterium Nr. 6 ab, so kann die Verfasserin im folgenden
ität der Grammatikeransichten des n immer nur für eine gewisse Zahl von PA, nie aber für alle
das eindrücklichste unter Beweis zu in Faktorenbüschel, dessen unterschiedliche Ausgestaltung im
ı Skalierung des pseudo-adjektivalen Charakters führt: die
:h kein absoluter Wert. Dieser Eindruck wird noch dadurch
Verhaltensweisen sich auch bei nicht-relationalen Adj. finden.
;eht Bartning zu einer kritischen Analyse der Behandlung der

★

: Bibliographie, p. 170–74.

PAs in einer gTG über (p. 11ss.). Chomsky (1957) leitet die Syntagmen Det.–PA–N aus Det. –N–être–PA ab; diese Lösung ist deshalb unannehmbar, weil in all den Fällen die Basissequenz inakzeptabel ist, wo das PA nicht-prädikativ ist. Smith (1961) generiert Det.–PA–N über den Umweg eines Relativsatzes, was zwar eindeutige Vorteile bringt; gleichwohl bleibt eine gewisse Zahl von Fällen (z.B. *élection présidentielle*), wo auch die Relativkonstruktion für Det.–N–PA inakzeptabel ist. Zu beiden Ansätzen muß überdies gesagt werden, daß die Ableitungsbasis und die Ableitung keineswegs immer synonym sind[2]. Bei Ronat (1974) schließlich «les PA sont introduits par une règle de base dans le SN, tout de suite à droite du nom tête, sans que les relations grammaticales entre le N et le PA soient exprimées: SN→ (Det.)–N–Adj.» (p. 24). Abgesehen davon, daß z.T. offensichtliche syntaktische Relationen auf diese Weise nicht zum Tragen kommen können, hat Ronats Ansatz den Effekt, daß die Gruppe N–PA als eine Art Kompositum erscheint, was sich mit der Fähigkeit zahlreicher PAs zur prädikativen Verwendung schlecht in Einklang bringen läßt.

Nachdem keine der Lösungen im Rahmen der gTG zu befriedigen vermag, wendet sich Bartning den semantischen Ausgrenzungsversuchen von Henri Frei[3], Wenneberg, Carlsson, Bally, Wydler, Marouzeau und Zribi zu (p. 15–17). Ohne daß die Berechtigung und Scharfsinnigkeit dieser Versuche in Zweifel gezogen würde, kann sich die Verfasserin allerdings nicht entschließen, sich den semantischen Ansatz zu eigen zu machen: er hat den großen Nachteil, nicht operationalisierbar zu sein! So entschließt sich denn Bartning zu einer provisorischen Definition der PAs, die folgende Elemente umfaßt (p. 18/19): 1. es handelt sich um Nominalableitungen mit einer bestimmten Anzahl von Suffixen[4] oder um vergleichbare Suppletivbildungen; 2. das PA ist Bestandteil eines Nominalsyntagmas, das z.T. äquivalent mit einer Sequenz Präp.–(Det.)–N ist; 3. das PA ist nicht durch ein Gradadverb modifizierbar. Obwohl keines dieser Kriterien absolute Gültigkeit hat, erhält die Verfasserin so doch eine einigermaßen brauchbare Ausgangsbasis.

Im dritten Hauptkapitel werden dann die verschiedenen Beschreibungskriterien analysiert (p. 22ss.):

1. Die grammatischen Relationen werden im Anschluß an Levi über die Tilgung von Prädikaten wie [AVOIR], [PRODUIT], [INST], [ÊTRE] usw. in der Tiefenstruktur[5], Nominalisierungen und Einbettungen ermittelt. Die Verfasserin macht deutlich, daß bei den N–PA oft verschiedene Lesarten möglich sind und die Desambiguierung in zahlreichen Fällen nur aufgrund von «Kenntnis von Welt» möglich ist; allerdings wäre die Kenntnis der strukturellen Gegebenheiten ebenso wichtig (p. 28). Die festgestellten syntaktischen Relationen zwischen N und PA sind vom Typ V–O, V–S, V–PP [LOC], V–PP [INST] usw. für die Fälle, wo N eine verbale Nominalisierung darstellt; S–[PRODUIT]–O, S–[AVOIR]–O usw., wo im Falle von N keine Nominalisierung vorliegt; schließlich bleibt eine dritte Gruppe von Fällen, wo überhaupt keine syntaktischen Relationen vorlägen. Vor allem diese Restgruppe scheint mir außerordentlich problematisch zu sein. Zum einen enthält sie zahlreiche Syntagmen, die sich ohne

[2] Der Begriff der Synonymität ist bei Bartning leider nicht näher definiert, doch scheint mir einigermaßen sicher zu sein, daß sie ihn letztlich auf Kompetenzebene ansiedelt; die neuere Forschung zur Synonymie scheint mir jedoch hinreichend deutlich gemacht zu haben, daß es eigentliche Synonyme nur auf Redeebene gibt. Cf. hierzu z.B. H. M. GAUGER, *Zum Problem der Synonyme*, Tübingen 1972 und *Die Anfänge der Synonymik: Girard (1718) und Roubaud (1785)*, Tübingen 1973.

[3] Henri Frei als «linguiste traditionnel» zu bezeichnen, ist dabei eine der generativistischen Überheblichkeiten, an denen man sich in Arbeiten dieser Art immer wieder stößt.

[4] Für das Inventar cf. p. 18.

[5] Levi unterscheidet 6 verschiedene Prädikate, die angeblich universalen Charakter hätten (p. 27); Bartning zieht diese Universalität zu Recht in Zweifel.

[6] Für die vollständige Liste cf. BARTNING, p. 28ss.

die geringsten Schwierigkeiten in Sätze auflösen lassen, cf. z.B. *ville universitaire = la ville a une université; bien immobilier = le bien est en immeubles; vin français = le vin est produit en France;* etc. Zum andern geht es nicht an, die Existenz von syntaktischen Beziehungen einfach zu leugnen, wenn N nicht die Rolle des Subjekts oder des Verbs zugewiesen werden kann: es sind noch viele weitere syntaktische Konstellationen denkbar, unter anderem auch solche, die nicht unbedingt auf einen Satz zurückgeführt werden müssen. In diesem Punkte ist die Verfasserin ganz offensichtlich noch allzu sehr in der traditionellen Ableitungskonzeption der gTG für attributive Adj. befangen. Ähnliches gilt z.T. auch für die Behandlung der «PA doubles» (PA mit doppelter Interpretationsmöglichkeit, von denen die zweite einem *adjectif qualificatif* oder einem Vergleichsadjektiv [+ COMME] entspricht) und den «syntagmes à plusieurs PA».

2. Entgegen der gängigen Lehrmeinung können auch PAs z.T. prädikativ verwendet werden (p. 37ss.). Bartning versucht, dieses Phänomen aufgrund von zwei Erklärungshypothesen zu beschreiben. Die erste lautet, daß die Neigung zur prädikativen Verwendung in dem Maße abnimmt, wie die Deutlichkeit der syntaktischen Relation zwischen N und PA zunimmt. Das Material scheint zwar diese Hypothese weitgehend zu bestätigen, doch erweist sie sich als außerordentlich schwer operationalisierbar. Die zweite Hypothese läuft darauf hinaus, daß in all den Fällen, wo N eine Nominalisierung mit den Merkmalen [+action] und [-pluriel] darstellt, eine prädikative Verwendung unmöglich ist[7]. Auch diese Regel ist allerdings nicht ganz ohne Ausnahmen; andererseits erweist sie sich aber auch dort als (in unterschiedlichem Maße) gültig, wo das PA einer Präpositionalphrase entspricht[8]. Die Fähigkeit zur Prädikativität scheint somit weniger ein Charakteristikum der einzelnen PAs zu sein, sondern vielmehr von den Syntagmenbauplänen und dem Semantismus des Syntagmenkerns (N) abzuhängen.

3. Was den Parallelismus von Det.–N–PA und Det.–N–être–(N)–PA angeht, so ist *être* in der zweiten dieser Konstruktionen immer nicht-existentieller Natur (= Kopula); seine Einfügung ist allerdings nur dann möglich, wenn das PA prädikativen Charakter hat und wenn ihm Subjektsfunktion innerhalb der erweiterten Konstruktion zukommt (wenn das PA Objektcharakter hat, würde die Objektrelation durch *être* zerstört). Nach gewissen Forschern wäre nun das PA in all diesen Fällen gar nicht wirklich prädikativ (p. 51ss.): man müßte vielmehr einen *appui-nominal* ansetzen, der beim Übergang TS→OS getilgt würde (z.B. *ce moteur est [un moteur] solaire*). Bartning kann nun zeigen, daß eine solche Annahme bei ihren Typen 1 A und 2 A unmöglich ist, und zwar deshalb, weil eine Tilgung des *appui nominal* in der Oberflächenstruktur zu inakzeptablen Konstruktionen führt (dieses Verhalten wird auf die zu große Kohäsion in den syntaktischen Typen V–O und S–[PRODUIT]–O zurückgeführt – eine ad-hoc-Erklärung, die kaum operationalisierbar sein dürfte); eine Tilgung wird allerdings bei Kontrastkonstruktionen wieder möglich (cf. *cette industrie est laitière, et non pas pétrolière*). – Was den *appui nominal* vom Typus *d'ordre, de nature* angeht, so ist er auf die Fälle von PA = PP[CONCERN] beschränkt (p. 55ss.).

4. Das Einfügen eines graduierenden Adverbs wie *très* in das ein PA enthaltende Syntagma ist nur dann möglich, wenn der Konstruktion das Merkmal [+typique] und (fakultativ) [+COMME] (Vergleich) zugewiesen werden kann. Am häufigsten läßt sich *très* etc. bei PA = PP[CONCERN] nachweisen.

5. Wenn ein PA generisch ist, ist es immer auch prädikativ (p. 63ss.). Im folgenden werden dann noch die Bedingungen untersucht, unter denen eine generische Lesart überhaupt mög-

[7] Für die exakte Regelformulierung cf. p. 44.
[8] Für eine Skala der «Prädikativitätsneigung» cf. p. 48.

lich ist. Die vorgeschlagenen Kriterien bleiben aber z.T. derart vage, daß man sie ebenso wenig operationalisieren kann wie z.B. Ballys Definition des Kompositums (an die sie sich z.T. anlehnen).

Das folgende Kapitel ist dann den Problemen von Subklassifikation, Kontrast, Antonymie und Negation gewidmet (p. 70ss.). PAs subklassifizieren das Nomen, das sie begleiten, in zahlreichen Fällen, wobei sie regelmäßig nicht einer binären oder polaren, sondern einer multiplen Opposition angehören. Nach Bartning kann Subklassifikation nur dort vorliegen, wo das Syntagma N–PA nicht über eine wahrnehmbare syntaktische Struktur verfügt. Darüber hinaus darf N keine Nominalisierung darstellen. Subklassifizierende PAs sind (ausgenommen ethnische Adj.) nicht durch de–Det–N ersetzbar; dagegen können sie in der Regel in eine prädikative Konstruktion eintreten (cf. z.B. *régime présidentiel; *régime du président; ce régime est présidentiel*). Der subklassifikatorische Charakter der N–PAs ist nicht nur von PA, sondern in sehr hohem Maße auch von N abhängig (cf. *régime présidentiel* /v/ *élection présidentielle*).

Was die Kontrastierung angeht, so stellt nach Bartning schon die prädikative Konstruktion eine «implizite Kontrastierung» (Insistenz auf den subklassifikatorischen Aspekt) dar. Daneben gibt es nun auch noch Fälle, wo die explizite Kontrastierung überhaupt Voraussetzung für die Möglichkeit einer prädikativen Konstruktion ist (z.B. *cette société est pétrolière et non pas chimique*). Nur wenn N–PA = PP [Temps] oder PP [DEST] umfaßt, ist die prädikative Konstruktion immer möglich.

Was die Antonymie angeht, so findet sich diese normalerweise nur bei binären und polaren Oppositionen. Da die PAs in der Regel multiplen Oppositionen angehören, kann es auch keine Antonyme geben. Immerhin fehlen einige Fälle mit scheinbar binären Oppositionen bei PA nicht; bei näherem Zusehen zeigt sich allerdings, daß es sich nur um Sonderfälle von multiplen Oppositionen handelt: nämlich um eine auf 2 Positionen reduzierte Multiplizität, die «weltbedingt» ist (p. 78–80).

Bleibt noch die Frage der Negation. PAs werden mit *non-* negiert und nicht mit *in-* etc. wie die qualitativen Adjektive (p. 80ss.). Nach Bartning modifiziert *in-* den Semantismus des Adj., während *non-* dazu dient, die Klasse aller Nicht-N–PA zu bezeichnen[9]. Was das Präfix *anti-* angeht, so bringt es zwar eine Bedeutungsmodifikation des PA im Sinne von '*contre* x', '*le contraire de* x', nicht aber ein Negationsäquivalent (p. 83ss.).

Das fünfte Hauptkapitel schließlich befaßt sich mit der Klassifikation der Syntagmen vom Typ N–PA (p. 90ss.). Bartning diskutiert zuerst die bisherigen Klassifikationsversuche von Wandruszka, Schmidt, Ljung, Rohrer, Hatcher, Carlsson, Moody und Levi. Die eigene Klassifikation nimmt Bartning aufgrund der bisherigen Untersuchungsergebnisse vor und vergleicht sie dann mit den z.T. eng verwandten Ansätzen von Levi, Wandruszka und Schmidt: wir haben letztlich eine Kombination bzw. Überlagerung der 3 Ansätze (p. 96–103). Daran schließt dann eine Diskussion der «PA doubles» an, wobei zuerst die Darstellungen von Ronat, Dell, Carlsson und Bally diskutiert werden (Ableitung relationales → qualifikatives Adj.) (p. 103ss.). Nach Bartning müßten in all diesen Fällen zwei verschiedene Lemmata angesetzt werden, was mir aber außerordentlich fragwürdig zu sein scheint: es liegen in all diesen Fällen nur 2 Sememe ein und desselben Semantems vor[10] – das unterschiedliche syntaktische Verhalten ist nichts anderes als eine Folge der semantischen Differenzen! Auch Bartnings Argumentation p. 104/05 (ein Plädoyer für eine Zuweisung der verschiedenen Lesarten an die Kompetenz) spricht nicht gegen diesen Ansatz: verschiedene Sememe manifestieren sich zwar in der *parole*, sind als solche aber Erscheinungen der Norm, die überdies schon

[9] *Non-* deshalb als «metasprachliche» Negation zu bezeichnen, ist aber vollkommen unzulässig.

[10] Cf. hierzu auch G. Hilty, *Bedeutung als Semstruktur*, *VRom. 30* (1976), 242–63.

in der *langue* aufgrund der (hierarchisch geordneten) Semstrukturen vorprogrammiert sind. – Im folgenden zeigt dann die Verfasserin, daß der Unterschied zwischen relationaler und qualifikativer Lesart weitgehend mit dem Unterschied '–/+ referentiell' zusammenfällt. Nach der Meinung der Verfasserin scheint dieses Charakteristikum weitgehend vom Vorhandensein der Merkmale '–/+ défini' abhängig zu sein, wobei es sich hierbei sowohl um Unterschiede in der Artikelsetzung als auch im Semantismus des Syntagmenkerns (N) handeln könnte (p. 110). Diese ganze Argumentation wird in dem Moment hinfällig, wo man die Ergebnisse der Textlinguistik zur Kenntnis nimmt: «unbestimmter» und «bestimmter» Artikel tragen ihre Namen zu Unrecht – sie unterscheiden sich einzig hinsichtlich der unterschiedlichen Textverweisfunktion. – Das Kapitel schließt mit einem Überblick über die «PA doubles», einem Vergleich ihres Verhaltens mit der generischen Lesart «normaler» PAs sowie einer Diskussion der (in der Regel fehlenden) Nominalisierbarkeit der PAs.

Das letzte Kapitel schließlich befaßt sich mit der Frage der Äquivalenz der Konstruktionen N–PA und N–Präp.–N (p. 114ss.). Es werden zuerst die älteren Hypothesen von Postal und Chomsky präsentiert, bevor gezeigt wird, daß diese Äquivalenz nicht immer existiert: sie scheint in dem Maße zu steigen, wie die syntaktische Relation zwischen N und PA deutlich wird. Ein Ersatz von N–PA durch N–de–Det.–N ist generell ausgeschlossen für den Typus 2a, z.T. auch für 1b. Was die Synonymie der beiden Konstruktionen angeht, so ist sie generell nur bei der generischen Lesart von N–PA gegeben; in allen übrigen Fällen hat sie akzidentellen Charakter, wobei letztlich die (semant.) Merkmale von N und PA über die Gleichwertigkeit entscheiden. Im wesentlichen kann festgestellt werden, daß:

- die N–PAs leichter die Werte [+generisch] und [+typisch] zeigen als N–de–Det.–N;
- die N–PAs [+referentiell] ([±spezifisch]) leicht durch N–de–Det.–N ersetzt werden können;
- die N–PAs [+ethnisch] [+referentiell] oft nicht synonym sind mit den entsprechenden Präpositionalphrasen;
- die N–PAs mit «best.» Artikel leichter durch eine Präpositionalkonstruktion ersetzt werden können als solche mit «unbest.» Artikel.

Das Kapitel schließt mit der Diskussion einiger oberflächenstruktureller Restriktionen für den Ersatz N–PA → N–de–Det.–N.

Gesamthaft gesehen darf die Arbeit von Inge Bartning als außerordentlich sorgfältig und umsichtig bezeichnet werden. Ihre wichtigsten Resultate sind zweifellos, daß für die Bestimmung der relationalen Adjektive ein ganzes Büschel von Kriterien in Anschlag gebracht werden muß: dieser Büschelcharakter der Merkmale (die nie alle gleichzeitig erfüllt sind!) bewirkt, daß die relationalen Adj. nicht ohne weiteres eindeutig ausgrenzbar sind: es gibt vielmehr verschiedene Grade von Relationalität. Zweites Resultat ist zweifellos die Feststellung, daß das Verhalten der relationalen Adjektive nicht nur von diesen selbst abhängig ist: entscheidend sind vielmehr die syntaktischen Relationen zwischen N und PA, der Charakter (die «Herkunft») und der Semantismus von N (neben dem Charakter und dem Semantismus von PA). Wir haben somit ein außerordentlich komplexes Zusammenspiel der unterschiedlichsten Faktoren, das nur sehr schwer in den Griff zu bekommen ist. Es kann denn auch nicht erstaunen, daß diese Arbeit noch lange nicht alle der sich im Zusammenhang mit den relationalen Adjektiven stellenden Probleme lösen kann – dies weiß die Verfasserin selbst nur allzu gut[11]. Nicht dies kann man ihr zum Vorwurf machen, sondern höchstens, daß sie der gewissenhaften Auseinandersetzung mit andern Ansätzen nur allzu oft die Übersichtlichkeit und Gradlinigkeit ihrer Darstellung opfert.

Peter Wunderli

[11] Cf. ihre Ausführungen in der *Conclusion*, p. 154–56.

GÉRARD-RAYMOND ROY, *Contribution à l'analyse du syntagme verbal: Etude morpho-syntaxique et statistique des coverbes*, Québec – Paris (Les Presses de l'Université Laval – Klincksieck) 1976, 303 p. *(BFR A/40)*.

Den Arbeitsmethoden von Charles Muller und Robert Martin verpflichtet, verspricht die Arbeit Roys einige interessante Ergebnisse zur Verbalsyntax zu präsentieren. Im Zentrum stehen die sog. *pluriverbes*, Syntagmen, die aus *auxiliaire* und *auxilié* bestehen (im Gegensatz zu den *univerbes*, die den synthetischen Verbformen entsprechen) (p. 34–36). Zu den *auxiliaires* rechnet Roy – nach einem informativen Überblick über den Umfang des Begriffs *auxiliaire* in der Forschung (p. 13–32) – alle Verben, die mit oder ohne Präposition vor einem *auxilié* (Infinitiv, Participe Passé) auftreten (z.B. *avoir*, *être*, *venir de*, *inviter à*, *enjoindre de*, *désirer* etc.). Folgt dem *auxiliaire* ein Partizip, so spricht Roy von *auxiverbe* (nur *avoir* und *être*), folgt ihm ein Infinitiv, so liegt ein *coverbe* vor (319 Lexeme in einem Korpus von 20000 Okkurrenzen). Neben der theoretischen Durchdringung des Problems der Pluriverben und ihrer Konstituenten liegt das Hauptinteresse auf einer quantitativ-statistischen Erfassung dieses Phänomens, der sich eine Analyse der Verteilung einzelner Koverben auf verschiedene Textsorten anschließt, und die mit viel Sorgfalt durchgeführt sind. Die vorliegende Besprechung will sich allerdings ausschließlich dem theoretischen Teil der Arbeit widmen, da der theoretische Ausgangspunkt in entscheidendem Maße die quantitativ-statistischen Analysen bestimmt.

Wie die neue Terminologie (p. 32–36) *univerbe* und *pluriverbe* schon andeutet, ist für Roy primär die Signifikantenseite von Interesse. Auf das Signifikat des Syntagmas V1 + V2 wird kaum gesehen – ein Manko, das dazu führt, daß zumindest die Klasse der Koverben hinsichtlich der internen syntaktischen Struktur der mit ihrer Hilfe konstituierten Syntagmen äußerst heterogen ist. Die Beschränkung auf den *ordre linéaire*, die lediglich einen Schritt zur *Σ-parole* Hegers[1] zuläßt, stellt wohl die größte Angriffsfläche an dem gesamten Unterfangen dar. Zugegebenermaßen erleichtert eine solche Analysebasis die rein mechanistische Abgrenzung des Untersuchungsmaterials ungemein, doch entbindet dieser Vorteil nicht von der Hinterfragung der Adäquatheit eines solchen Vorgehens.

Beginnen wir mit diesem zentralen Punkt, in dessen Rahmen sich fast alle der hier gemachten Bemerkungen bewegen. Sind Roys Analysen auch im Detail kaum zu widerlegen, so müssen sie sich doch den Vorwurf gefallen lassen, daß sie nicht bis zum Kern, nämlich den Systemwerten des untersuchten Phänomens vorstoßen – ein Problem, das die Präsentation des Materials an zahlreichen Stellen nicht eben erleichtert. Denn auch eine in erster Linie quantitativ-statistisch projektierte Untersuchung kommt nicht daran vorbei, den Stellenwert der untersuchten sprachlichen Kategorie in der *langue* zu fixieren; tut sie dies nicht, so besteht immer die Gefahr, daß der Untersuchungsgegenstand entweder komplexer und komplizierter oder einfacher und undifferenzierter erscheint als er tatsächlich ist. Dazu kommt, daß wir es beim System der Sprache mit einem Zeichensystem zu tun haben, mit einem System also, dessen Einheiten Inhalt und Ausdruck besitzen. Wird eine der beiden Seiten vernachlässigt, so muß man immer gewärtig sein, daß das analysierte Phänomen nicht vollständig erfaßt ist – und diesem Vorwurf muß sich Roy ausgesetzt sehen, wenn er ohne Berücksichtigung des *ordre structural*[2] der Syntagmen *coverbe* × *auxilié* alle Signifikanten V1 + V2 in einem Paradigma zusammenstellt – und daß ihn nur der *ordre linéaire* interessiert, verdeutlicht die Notierung '+' zwischen *auxiliaire* und *auxilié* –, ohne sich Rechenschaft abzulegen über die diversen Funktionen, die die einzelnen Konstituenten im Rahmen des komplexen Bauplans V1 × V2 ausüben. Unter diesem Gesichtspunkt ist schon die Subkate-

[1] Cf. K. HEGER, *Monem, Wort und Satz*, Tübingen 1971, p. 13–21.

[2] Der Begriff wird in Anlehnung an L. TESNIÈRE, *Eléments de linguistique structurale*, Paris ³1976, p. 19ss. benutzt.

gorisierung der *auxiliaires* in Koverben und Auxiverben problematisch. Roy übersieht nämlich die strukturelle Identität der Auxiverbkonstruktionen mit einigen Koverbkonstruktionen (und zwar der Klasse der temporalen Koverben *aller* und *venir de*), bei denen jeweils eine Interdependenzrelation[3] im Rahmen des *nœud verbal* (1. Hierarchiestufe Tesnières)[4] zwischen den beiden Konstituenten V1 und V2 besteht, zu der unter semantischem Gesichtspunkt noch hinzukommt, daß nur ein Verbalgeschehen aktiviert ist, nämlich V2, das durch V1 die ihm fehlenden grammatischen Marken erhält. Auf der anderen Seite impliziert dies eine Heterogeneität des strukturellen *signifié* bei den Koverbkonstruktionen, denn bei allen nicht temporalen Koverbkonstruktionen liegt keine Interdependenzrelation im Rahmen des *nœud verbal* vor, ferner erfolgt die Aktivierung von zwei semantisch autonomen Lexemen, wobei das Koverb zusätzlich die beim *auxilié* nicht vorhandenen Indikationen einbringt[5]. Diese Uneinheitlichkeit im Bereich der Koverben resultiert aus der aus diesem Grunde mit Skepsis zu betrachtenden regressiven Zuordnung der *auxiliaires* zu den *auxiverbes* (vor Partizip) und zu den *coverbes* (vor Infinitiv) – eine Klassifizierung, der im Rahmen einer reinen Signifikantenanalyse nichts anzuhaben ist, die aber unter dem Blickwinkel «Sprache als System von Zeichen» unhaltbar ist.

Es ist somit Anlaß gegeben, die Subkategorisierung des Begriffs *auxiliaire* in *auxiverbe* und *coverbe* zu hinterfragen. Als von Roy rein formal konzipierte Kategorie im Rahmen des Syntagmas V1 + V2 muß man vom Begriff *auxiliaire* erwarten können, daß er auf sämtliche sprachlichen Okkurrenzen, auf die er *qua definitione* anwendbar ist, auch angewendet wird – und dies tut Roy nicht. Souverän übergeht er all die Fälle, wo – im Modernfranzösischen zugegebenermaßen recht selten – das *auxilié* unter der Form eines Participe Présent auftaucht[6] (z.B. *aller en* + *-ant*). Konsequenterweise müßte also eine weitere Unterteilung der *auxiverbes* erfolgen (vor Participe Présent, vor Participe Passé). Eine solche Unterteilung empfiehlt sich auch aus dem Grund, als das *auxiliaire* als rein formal über die Signifikantenseite bestimmte Kategorie als solche nicht auf eine Synchronie festgelegt ist, sondern in all den Synchronien Gültigkeit besitzt, in denen der Signifikant V1 + V2 belegt ist. Für das Altfranzösische und das Mittelfranzösische etwa müßte die Aufgliederung des Begriffs *auxiliaire* folgendermaßen aussehen: 1. *auxiverbe*$_1$ (vor Participe Présent: *être, aller, venir, tourner, faire* etc.[7]), *auxiverbe*$_2$ (vor Participe Passé: *avoir, être, aller, rendre, faire*

[3] Cf. hierzu L. HJELMSLEV, *Prolégomènes à une théorie du langage*, Paris 1968, p. 53–61.

[4] TESNIÈRE unterscheidet im Rahmen des *ordre structural* eines kompletten Satzes vier Hierarchieebenen, die sich weitgehend durch vier Funktionsklassen, denen vier primäre Wortklassen zugeordnet sind, definieren lassen. Vereinfachend dargestellt, ist die erste Ebene konstituiert durch die Funktion Verb (zugeordnete primäre Wortklasse: Verb), die zweite Ebene durch die Funktion Aktant (zugeordnete primäre Wortklasse: Substantiv) und Zirkumstant (zugeordnete primäre Wortklasse: Adverb), die dritte Ebene durch die Funktion Adjektiv und die vierte Ebene durch die Funktion Adverb. Diese vier Ebenen können nun besetzt werden durch Einheiten der ihnen zugeordneten primären Wortklassen oder durch (die Kombination von) Einheiten anderer Wortklassen, die mit Hilfe eines Translativs (im Extremfall mit der Ausdrucksseite Ø) in die entsprechende Funktionsklasse transponiert werden.

[5] Natürlich unter dem Vorbehalt, daß V1 vollaktualisiert, d.h. im Indikativ aktiviert ist. Zur Darlegung der Aktualisierungsstufen des Verbalgeschehens cf. u.a. P. WUNDERLI, *Modus und Tempus. Beiträge zur synchronischen und diachronischen Morphosyntax der romanischen Sprachen*, Tübingen 1976, p. 1–27.

[6] Daß eine solche Möglichkeit existiert, hat ROY in seinem Résumé zu GREVISSE, *Le bon usage* durchaus verbalisiert (p. 18).

[7] Cf. Belege u.a. bei C. ASPLAND, *Syntactical Study of Epic Formulas and Formulaic Expressions Containing the -ant-Forms in Twelfth Century French Verse*, Queensland 1970; J. DAMOURETTE – E. PICHON, *Des mots à la pensée. Essai de Grammaire de la langue française*, t. 5, Paris 1936, §§ 1656–60,

etc.[8]), 2. *coverbe* (vor Infinitiv: *être, aller, faire*[9]) – und eine Beschreibungstechnik, die nur für die Verhältnisse in einer Synchronie adäquat erscheint, nicht aber für die Beschreibung des gleichen Phänomens in einer anderen Synchronie, ist zumindest fragwürdig[10].

Gegen eine Klassierung sämtlicher Ko- und Auxiverben in einem einzigen Paradigma spricht auch die prinzipiell mögliche syntagmatische Kombinierbarkeit auf der einen Seite von *auxiverbe* und *coverbe* und auf der anderen Seite von Koverben untereinander (Typen: *j'ai dû chanter* und *Marie peut vouloir essayer d'apprendre à faire cuire un rôti* [p. 158/59]). Wenn wir mit Martinet[11] konform gehen, daß ein Paradigma von sprachlichen Einheiten dadurch gekennzeichnet ist, daß seine Elemente zwar die gleiche Position im Rahmen eines Bauplans einnehmen können, nicht aber gleichzeitig ein- und dieselbe Position besetzen können, so muß man zu dem Schluß kommen, daß a) *auxiverbes* und *coverbes* aufgrund der Tatsache, daß sie beide im Rahmen einer Satzposition kombiniert werden können, nicht ein- und demselben Paradigma '*auxiliaire*' angehören und daß b) Koverben trotz ihrer Kombinierbarkeit – mit Ausnahme der temporalen Einheiten (s.o.) – sehr wohl ein Paradigma bilden, da sie erstens nicht ein- und dieselbe Satzposition auffüllen und zweitens sämtliche Koverben, die in Position 2 etc. auftreten, auch in Position 1 auftreten können (p. 160/61). Eng damit verbunden ist die von Roy konstatierte Janusköpfigkeit derjenigen Infinitive und Partizipien, die zwischen normalerweise konjugiertem *coverbe/auxiverbe* und dem im *ordre linéaire* an letzter Stelle auftretenden Infinitiv liegen, die ja einerseits *auxilié* zum jeweils vorausgehenden *coverbe/auxiverbe* sind, andererseits aber *coverbe* zum jeweils nachfolgenden Infinitiv[12]. Diesen «Schönheitsfehler» kann man meiner Ansicht nach leicht korrigieren, indem man von dem signifikantenorientierten Klassifikationsprinzip abgeht und Rekurs nimmt auf den *ordre structural*. Unter diesem Gesichtspunkt gehören in allen Fällen Koverb und *auxilié* verschiedenen Funktionsklassen an, vorausgesetzt, das Koverb ist nicht temporaler und nicht modaler Natur. Diese letzte Einschränkung ist insofern wichtig als der Status der Modalverben ein anderer ist als der der übrigen Koverben. Abgesehen von der Aktivierung eines eigenen Semantems besitzen sie, was zum Beispiel die Pronominalisierung des folgenden

2071–77; P. KLEMENZ, *Der syntactische Gebrauch des Participium Praesentis und des Gerundiums im Altfranzösischen*, Breslau 1884; S. LYER, *Syntaxe du gérondif et du participe présent dans les langues romanes*, Paris 1934; H.D. VEENSTRA, *Les formes nominales du verbe dans la prose du treizième siècle. Participe présent – Gérondif – Infinitif*, Rotterdam 1946.

[8] Cf. Belege u.a. bei A. BIEDERMANN, *Zur Syntax des Verbums bei Antoine de la Sale. Beitrag zur französischen Syntax des XV. Jahrhunderts*, Erlangen 1907, p. 38; DAMOURETTE – PICHON, *op. cit.* 5, § 1665; A. DARMESTETER, *Cours de grammaire historique de la langue française. 4e partie: Syntaxe*, Paris o.J.; E. GAMILLSCHEG, *Historische französische Syntax*, Tübingen 1957, p. 536–38; G. GOUGENHEIM, *Etude sur les périphrases verbales de la langue française*, Paris 1929 (Nachdruck 1971), p. 111–14; J. HAAS, *Abriß der französischen Syntax*, Halle 1922, § 57.

[9] Cf. Belege bei BIEDERMANN, *Antoine de la Sale*, p. 38; HAAS, *Abriß* § 57; E. PICHON, *De l'accession du verbe «aller» à l'auxiliarité en français*, *RPFL 45* (1933), 65–108, bes. p. 96; H. YVON, *«aller» et «être»*, *FM 17* (1949), 17–23; etc.

[10] Man mag vielleicht einwenden, daß ich ROY mit der Konfrontation seines Ansatzes mit den Verhältnissen früherer Synchronien Unrecht tue, da er ja eine rein synchronische Analyse zum Modernfranzösischen intendiert. Diesen Einwand würde ich als berechtigt hinnehmen, wenn ROY nicht selbst an anderer Stelle, nämlich bei der Stellung von Objektspronomen und *cosujets* Rekurs nähme auf frühere Sprachzustände (p. 104–108), um den modernfranzösischen Sprachzustand zu erläutern.

[11] Cf. A. MARTINET, *Eléments de linguistique générale*, Paris 1970, p. 27.

[12] In dem gleichen Dilemma bleibt übrigens auch L. TESNIÈRE, *Théorie structurale des temps composés*, in: *Mélanges de linguistique offerts à Charles Bally*, Genève 1939, p. 153–92 stecken, wenn er bei der Behandlung der *temps surcomposés* bei *eu/été* von *auxiliaire-auxilié* spricht.

Infinitivs angeht, starke Affinitäten zu den *auxiverbes:* Der Infinitiv ist wie das Partizip bei *avoir* und *être* nur *qua* Verb «pronominalisierbar» (*j'ai chanté → je l'ai fait*, aber nicht **je l'ai; je dois chanter → je dois le faire*, aber nicht **je le dois* etc.), wohingegen bei den restlichen Koverben zusätzlich die Möglichkeit besteht – ohne daß die Bedeutungsstruktur des Koverbs modifiziert wird –, den Infinitiv *qua* Aktant oder Zirkumstant zu pronominalisieren (*je commence à chanter → je commence à le faire* und *je le commence; je me dispose à chanter → je me dispose à le faire* und *je m'y dispose* etc.). Hier ist also der jeweils direkt angeschlossene Infinitiv Translat und nimmt eine Position auf der dem jeweils vorausgehenden Koverb nachgelagerten Hierarchieebene ein. So ist etwa in dem oben angeführten Beispiel *Marie peut vouloir essayer d'apprendre à faire cuire un rôti* der Komplex *faire cuire* 2. Aktant zu *apprendre à* (pronominalisierbar durch *le: Marie peut vouloir essayer de l'apprendre*), *apprendre à faire cuire* ist 2. Aktant zu *essayer de* (pronominalisierbar durch *le: Marie peut vouloir l'essayer*). Die mangelnde Scheidung zwischen Wortklassen und Funktionsklassen und damit eng verbunden das Fehlen des Translationsmechanismus führen Roy auf solche Bahnen. Die Wortklasse Verb wird nicht streng getrennt einerseits von der Funktionsklasse Verb und andererseits von der Aktivierung der primären Wortklasse Verb im Rahmen anderer Funktionsklassen.

In diesem Zusammenhang ist ein weiterer Vorbehalt anzumelden, diesmal an der Behauptung, beim Pluriverb sei das *auxilié* jeweils das *régissant fonctionnel*, weil es Objekte an sich binde (p. 96). In Bezug auf die Funktionsebene der Aktanten und Zirkumstanten ist das *auxilié* vielmehr nur bezüglich der semantischen Dependenzen *régissant*, im Rahmen einer strukturellen Beschreibung jedoch ist das *auxiliaire (auxiverbe, coverbe)* dem *auxilié* übergeordnet[13]. Dazu kommt, daß das *auxiliaire* in all den Fällen sowieso eindeutig *régissant* ist, wo der Infinitiv Aktant oder Zirkumstant zu diesem ist. Hier hätten wir quasi zwei *régissants* – wenn auch auf verschiedenen Hierarchieebenen – das *auxiliaire*, das das *auxilié* (Aktant, Zirkumstant) dominiert und das *auxilié*, das seinerseits wieder Leerstellen der ihm nachgelagerten Ebene dominiert.

Ich für meinen Teil würde aufgrund der auf den vorangegangenen Seiten aufgelisteten Problempunkte, die die Klassifizierung Roys aufwirft, zur Klassifizierung der *auxiliaires* den folgenden Weg vorschlagen: Unter Verzicht auf eine formale *a priori*-Subkategorisierung der Klasse *auxiliaires* – diesem in seinem Umfang mehr als diskutablen Begriff – muß eine Untergliederung des Korpusmaterials nach den Relationen erfolgen, die zwischen den Konstituenten der Pluriverben bestehen. Dabei erscheint es mir ökonomisch, diese Untergliederung im Rahmen von Tesnières Syntaxmodell und unter Miteinbeziehung von Hjelmslevs Relationsraster zu unternehmen. Ich käme dann zu den folgenden Typen: 1. Interdependenz zwischen V1 und V2 auf der 1. Hierarchieebene: *avoir, être, aller, venir de* als V1; 2. Relation zwischen der 1. und der 2. Hierarchieebene, a) V2 ist 2. Aktant zu V1: *désirer, affirmer, dire de* etc. als V1, b) V2 ist Zirkumstant zu V1: *féliciter de, aboutir à, amener à* etc. als V1. Bei (2a) und (2b) stellt der Infinitiv (V2) mit seinen Expansionen ein Translat dar, bei (1) hingegen handelt es sich bei V2 um eine Basiseinheit aus dem systemgegebenen Verbalraster – und nur in diesem ersten Fall halte ich es für angebracht, bei V1 von *auxiliaire* zu sprechen – *auxiliaire* verstanden als ein über die Norm[14] gesteuerter Wert der Verballexeme *avoir, être, aller, venir de*, der bei *avoir, être, venir de* bei Eintreten in den Bauplan V1 × Part. bzw. V1 × Inf.

[13] Cf. Dominique Willems, *Analyse des critères d'auxiliarité en français moderne, Travaux de linguistique (Gand) 1* (1969), 87–96, bes. p. 91; P. Wunderli, *Dietrich, *Der periphrastische Verbalaspekt in den romanischen Sprachen*, Tübingen 1973, *VRom. 34* (1975), 226–32, bes. p. 228 N 6.

[14] Cf. E. Coseriu, *System, Norm und 'Rede'*, in: ders., *Sprache – Strukturen und Funktionen*, Tübingen 1970, p. 193–212, bes. p. 107–09.

mmer, bei *aller* gelegentlich aktiviert wird (essentielle /v/ akzidentelle *auxiliaires*). In allen anderen Fällen handelt es sich um freie Syntagmen, in denen V1 dem V2 zwar auch seine grammatischen Marken zuschlägt, gleichwohl aber semantisch autonom bleibt. V2 stellt hier quasi eine Sparform dar, bei der auf eine Aktivierung der Marken Aktionsstand, Person und Tempus verzichtet wurde, weil diese identisch sind mit denen von V1 – wobei allerdings die Übertragung der Personenmarke nicht immer ohne weiteres Gültigkeit besitzt.

In einer sehr sorgfältigen Analyse geht Roy auf das Problem der Nicht-Identität der Subjekte von V1 und V2 ein (p. 98–112). Eine solche Nicht-Identität ist ausdrucksseitig durch das Vorhandensein eines *cosujet* markiert (Typ: *J'ai trois filles et elles m'ont appris à connaître les femmes*). Dieses *cosujet* ist ausdrucksseitig identisch mit dem direkten oder dem indirekten Objektspronomen zu V1, wobei aus Roys Ausführungen hervorgeht, daß das mit dem indirekten Objektspronomen identische *cosujet* den unmarkierten Term darstellt, der immer dann aktiviert wird, wenn ein Zeichen mit dem Wert 'direktes Objektspronomen' gleichzeitig aktiviert ist (z.B. *Je les ai vus sortir le piano → Je le leur ai vu sortir*). Diese Ausführungen sind unter dem Vorbehalt zu sehen, daß Roy nicht bis zum Systemwert des *cosujet* im Rahmen des *ordre structural* abstrahiert (nämlich 2./3. Aktant zu V1), sondern sich mit einer Analyse der Redewerte, die allerdings wertvolle Ergebnisse zeitigt, begnügt, denn Roy weist auf empirischer Basis nach, daß das *cosujet* – entgegen der in der Forschung vorherrschenden Meinung – mit einer ganzen Anzahl von Verben kompatibel ist und nicht nur mit *voir* und einigen wenigen anderen. Insgesamt 50% aller Koverben wären hier zu nennen.

In diesem Rahmen ist auch Roys problematischer Begriff der Proverben und Verboreferenten zu sehen (p. 49/50, 57). Proverben sollen sein *faire*, *le faire*, *le*, *en*, *y* und *ça*. Es handelt sich hierbei angeblich um verbale Substitute, die entweder den Platz eines Univerbs oder den des *auxilié* eines Pluriverbs einnehmen[15]. Roy übersieht, daß alle diese Proformen mit Ausnahme von *faire* nicht den Infinitiv *qua* Verb substituieren, sondern *qua* Aktant oder Zirkumstant. *Le*, *en*, *y* (und *ça*) sind ausschließlich Proformen für die eben genannten syntaktischen Funktionsklassen, der jeweilige *contenu notionnel* des Infinitivs wird durch sie in keiner Weise direkt repräsentiert (p. 50), sondern es handelt sich bei all diesen Proformen um lexiesemantisch leere Einheiten, die jeden syntaktischen Verweis auf den *contenu notionnel* nur indirekt aufgrund des (meist) anaphorischen Charakters leisten; primär repräsentieren sie nur die syntaktische Position 2. Aktant bzw. Zirkumstant. In diesem gleichen kritischen Kontext müssen auch die Verboreferenten gesehen werden, die die Aufgabe haben, bei einer *phrase segmentée* das am Satzanfang isolierte Pluriverb bzw. *auxilié* im Satz wiederaufzunehmen (z.B. *Paul accepte de conduire cette voiture → Accepter de conduire cette voiture, Paul le fait* oder *Conduire cette voiture, Paul l'accepte* etc.). Um Verboreferenten handelt es sich bei *le fait* und *l'* (wie oben bei den Proverben) nur in dem Maße als es Proformen für Syntagmen sind, die im ersten Fall ein Verb enthalten müssen, im zweiten können. Wofür *le faire* und *le*, ebenso wie *en*, *y*, *ça* tatsächlich stehen, das sind wiederum die Funktionsklassen 2. Aktant und Zirkumstant; die Verboreferenten sind genausowenig wie die Proverben konditioniert durch V2, sondern durch den Charakter von V1 und die durch dieses geschaffenen Leerstellen auf der 2. Hierarchieebene. – Problematisch scheint meine Interpretation allerdings für die Konstruktionen mit *avoir/être* + Part. und *aller/venir de* + Inf. zu werden, wo der Verboreferent nach Roys Analysen *le faire* ist, ich aber oben behauptet

[15] Erstaunlich ist hier nur, daß bei den angeblich funktionsidentischen verbalen Einheiten Univerb und Pluriverb durch dieselben Morpheme einmal der ganze Komplex und einmal nur ein Teil desselben substituiert werden soll. Dies weist doch auf eine eindeutige Nicht-Identität der Funktion hin: beim Pluriverb wird das *auxilié* nicht *qua auxilié* substituiert, sondern *qua* Univerb, d.h. als selbständiger *nœud verbal*.

habe, das Partizip bzw. der Infinitiv seien hier auf der 1. Hierarchieebene anzusiedeln, also kein 2. Aktant zu V1. Das Dilemma läßt sich auf einfache Art lösen: da diese Auxiliarkonstruktionen aufgrund ihres *ordre structural* nicht mit den 'anderen' Koverbkonstruktionen in ein Paradigma verwiesen werden dürfen, ist ihr Bewertungsmaßstab auch ein anderer. *Faire* erscheint hier als Pro*verb*, und da *faire* wesensmäßig transitiv ist, muß dem auch ausdrucksseitig durch den Archi-2. Aktanten *le* Rechnung getragen werden. Das *le* repräsentiert hier also eine Abhängigkeit von *faire* und nicht etwa von V1, wie dies in sämtlichen Koverbkonstruktionen, die mit dem Verboreferenten *le faire* kompatibel sind, der Fall ist.

Ein letzter Punkt, der ausführlicher behandelt werden soll, ist die Behauptung Roys, Koverben seien im Gegensatz zu den *auxiliés* fakultativ (p. 64, 98, 111). Auf ihre Anwesenheit in der Organisation des Satzganzen könne verzichtet werden, wenn das *auxilié* die grammatischen Indikationen des Koverbs übernähme. Eine solche Kommutation scheint mir nur im Bereich der Auxiverben und der temporalen Koverben vollumfänglich möglich, in allen anderen Fällen hingegen kommt es zu gravierenden Modifikationen in der Bedeutungsstruktur wie auch in der syntaktischen Struktur des Syntagmas: der lexikalische Gehalt, den V1 einbringt, wird völlig getilgt und der *ordre structural* in diesem Gefolge neu geordnet, indem das ehemalige *auxilié* nun die Position Verb auf der 1. Hierarchieebene einnimmt und nicht mehr zu einem Aktanten oder Zirkumstanten transponiertes Verb (+ Expansionen) ist. Dazu kommt, daß bei Syntagmen mit *cosujet* eine doppelte Substitution nötig wird: 1. *cosujet* > Subjekt und 2. Pluriverb > Univerb – ein Mechanismus, den Roy nirgends explizit formuliert. Bei der Tilgung der *auxiverbes* und der temporalen *coverbes* hingegen erfährt der *ordre structural* ebenso wie die Bedeutungsstruktur keine Modifikation. Die Änderung ist lediglich grammatischer Natur.

Abschließend sollen noch einige weitere kritische Punkte selektiv thematisiert werden, deren ausführlichere Erörterung aus Platzgründen leider unterbleiben muß:

– p. 54: *en*, *y* sind keine Pro*nomen* (wie Roy anhand des Beispiels *Dans cette ville, il y vient* behauptet, wo *y* eindeutig *cette ville* zugeordnet sein soll), sondern Proformen für die Position Zirkumstant, d.h. *dans cette ville*.

– p. 53–58: Proverben, Verboreferenten, Objektspronomen und pronominale *cosujets* gehören alle in die Kategorie PROFORM (2./3. Aktant, Zirkumstant); die Aufgliederung Roys ist lediglich auf der Ebene der *Σ-parole*, eventuell auch der Norm anzusiedeln (typisierte Redewerte bzw. mögliche Redewerte im Rahmen des Systemwerts).

– p. 36–41: Ich sehe keinen strukturellen Unterschied in den Typen (1) *Le soleil éclaire la terre* und (1') *L'astre du jour éclaire la terre* auf der einen Seite (nach Roy semantische Substitution) und (2) *La fringale amenuise la réflexion* und (2') *Le désire pressant de manger amenuise la réflexion* (nach Roy semantisch-syntaktische Substitution), findet bei (1) und (2) doch in gleicher Weise eine Substitution des 1. Aktanten (syntaktisch) durch ein mehr oder weniger komplexes Quasi-Synonym (semantisch) statt (± Translat).

– p. 71, 86/87, 108: Die Rückbindung der Kopulafunktion an den *accord* des Participe Passé oder des Adjektivs ist fragwürdig. Problematisch ist auch, daß im gegebenen Fall bei Auxiverbkonstruktionen das *auxiliaire*, bei Koverbkonstruktionen dagegen das *auxilié* Kopulafunktion haben sollen (*Je l'ai trouvée* / *Il la regarde arriver joyeuse*). Dazu kommt, wäre Roy konsequent, daß manche Verben je nach phonetischer Gestalt des Partizips oder des Adjektivs mal Kopulafunktion hätten und mal nicht. Der *accord*, soweit er nur graphisch faßbar ist, ist eine Normerscheinung, die auf den Einfluß der Grammatiker zurückgeht und kann nicht zur Funktionsanalyse ± Kopula herangezogen werden.

– p. 67, 69/70, etc.: Die Auxiverben *avoir* und *être* haben auf keinen Fall temporalen Wert (Ausdruck der Vergangenheit). Roy hat sich hier wohl durch den Ausdruck *passé* in Participe Passé irreleiten lassen. Durch diese Interpretation kommt er auch zu der etwas problematischen Feststellung einer Kumulation temporaler Marken, wenn *avoir* und *être* in einem anderen als dem präsentischen Tempus erscheinen. Bei der Scheidung *formes simples* /v/ *formes composées* handelt es sich vielmehr um eine Aktionsstandsopposition, die auf jeder Tempusstufe aktivierbar ist[16].

– p. 74, 94: *Subjonctif* und *conditionnel* werden als zwei Modi eingestuft, die nur eine temporale Gliederung besitzen (→*formes composées;* cf. vorangehende Bemerkung!), die im univerbalen Bereich *pratiquement intemporels* sind. Die letzte Feststellung trifft – wenn wir ausgehen, daß die *formes composées* eine aktionsstandsmäßige Scheidung einbringen – auch auf den pluriverbalen Bereich des *subjonctif* zu[17]; was das *conditionnel* angeht, so handelt es sich nicht um einen Modus, sondern eindeutig um ein Tempus, nämlich 'Zukunft gesehen aus der Warte der Vergangenheit' etc.

Die Hauptmängel der Arbeit Roys beruhen in erster Linie auf dem mangelnden Rückgriff auf die Systemebene und den *ordre structural.* Davon abstrahierend bietet sie allerdings interessante Detailergebnisse und weist im Rahmen der Signifikantenanalyse Konsequenz in der Durchführung auf. Allerdings müßte die quantitativ-statistische Analyse noch einmal im Hinblick auf die hier vorgebrachten Einwände überprüft werden. Für seine theoretische Ausgangsbasis hat Roy die statistische Analyse allerdings mit sehr viel Gründlichkeit durchgeführt.

Edeltraud Werner

★

FREY ÍÑIGO DE MENDOZA, *Coplas de Vita Christi.* Studio introduttivo, testo critico, traduzione e commento a cura di MARCO MASSOLI, Messina-Firenze (casa Editrice d'Anna) 1977, 393 p.

Consta el libro de dos partes. En el primer capítulo de la *Primera Parte* trata el Sr. Massoli de la vida de fray Íñigo y seguidamente de las aportaciones críticas acerca de la obra del franciscano desde los primeros críticos (Amador de los Ríos y Menéndez y Pelayo) hasta los de nuestros días entre los cuales destacan Keith Whinnom y Julio Rodríguez-Puértolas. Al voluminoso y substancioso estudio y edición de la obra de fray Íñigo (*Fray Íñigo de Mendoza y sus «Coplas de Vita Christi»*, Madrid 1968) hecho por Rodríguez-Puértolas hasta se dedican unas quince páginas (p. 43–58), en las cuales se resume y se discute el libro capítulo por capítulo.

Ocupándose de la tesis del profesor Rodríguez-Puértolas, según la cual es fray Íñigo de Mendoza el autor de las *Coplas de Mingo Revulgo*, se muestra el autor partidario de ella (p. ej. p. 44 N 99, p. 46 N 108 y p. 96). El Sr. Rodríguez-Puértolas basó su tesis en los siguientes argumentos:

1. Hay entre las *Coplas de Mingo Revulgo* y el pasaje pastoril en las *Coplas de Vita Christi* varios paralelos textuales, coincidencias lexicales, y tendencia al uso del imperativo o

[16] Cf. G. HILTY, *Tempus, Aspekt, Modus, VRom. 24* (1965), 269–301, bes. p. 295ss.; WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 7, 94.

[17] Cf. WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 6.

interrogativo repetitivos, etc... (ver *Sobre el autor de las «Coplas de Mingo Revulgo»*, in: *De la Edad Media a la edad conflictiva*, Madrid 1972, p. 128–135).

2. En el Ms. Egerton-939 de la Biblioteca del Museo Británico figura tanto el texto de la *Vita Christi* como el de las *Coplas de Mingo Revulgo*, y este último poema tiene en el códice como título «Bucólica que fizo un frayle» (*op. cit.*, p. 126).
3. En la *Doctrina Christiana para los niños y para los humildes* de fray Antonio de Valenzuela (Salamanca 1556) se mencionan juntamente «fray Ambrosio y *fray Mingo*» (*op. cit.*, p. 127).
4. En el *Cancionero de Oñate-Castañeda* tiene la estrofa 192 de la *Vita Christi* como epígrafe este texto: «Que faga el Rey guardar mi (sic) Coplas de Mingo Revulgo» (*op. cit.*, p. 136).

Sin embargo, al lado de las varias indudables coincidencias entre ambos textos, existe también una serie de diferencias en el habla rústica de los pastores, y por eso no me convence la hipótesis según la cual sería nuestro fraile el autor de *Mingo Revulgo*. Las imitó simplemente.

Doy unos ejemplos de las diferencias entre ambos textos:

- en el auto mendociano abundan los juramentos rústicos; en *Mingo Revulgo* hay un solo ejemplo (XIII, 4; utilizo la edición de Eduardo Rincón en *Coplas satíricas y dramáticas de la Edad Media*, Madrid 1968).
- en la escena pastoril de la *Vita Christi* el fenómeno de la aspiración de la */f/* está muy presente (*huer*, 124, 10; *huerte*, 127, 2; *huego*, 131, 4; *hueses*, 139, 4 etc.), mientras que en *Mingo Revulgo* leemos *fuerte* (III, 2), *fuerza* (XIII, 4 y XIII B 7), *fueses* (XIX, 5 y XXIX, 1).
- en el *Mingo Revulgo* se conserva casi sistemáticamente la *o* protónica (*roynes*, IX, 3; *sospirando*, XXIII, 3; *logar*, XXVIII, 1; *roynad*, XXIX, 6 al lado de *ruinad*, XXIX, 3), mientras que en la *Vita Christi* alterna la *o* con la *u*.
- el pasaje pastoril de la *Vita Christi* se caracteriza además por lo que González-Ollé llamó «la densidad de diminutivos» (*Los sufijos diminutivos en castellano medieval*, RFE, *Anejo 75*, Madrid 1962, p. 73), y esto en contraste con las *Coplas de Mingo Revulgo*.

En cuanto a «fray Mingo» (ver punto 3) me pregunto si «Mingo» aquí no puede ser mala lectura por «Innigo», puesto que tanto «min-» como «inni-» se escribía con seis tracitos verticales. Sobre el cuarto argumento quisiera observar que a mi entender se trata de una atribución de las *Coplas de Mingo Revulgo* a fray Íñigo por parte del copista.

El Sr. Massoli encuentra puntos débiles en el capítulo IV del libro de Rodríguez-Puértolas en el estudio de la métrica, de las figuras retóricas, y en el tratamiento de categorías lingüísticas como los cultismos, arcaísmos y vulgarismos, concluyendo que «lo studioso (= Rodríguez-Puértolas) cioè, secondo noi, ha operato sulle varie categorie linguistiche (...) esaminandole analiticamente per se senza una messa a fuoco adeguata dei rapporti dialettici di funzionalità che le sostengono» (p. 48–49).

Sobre el texto de la *Vita Christi* establecido por el profesor Rodríguez-Puértolas dice que había esperado «una maggior rigidità e coerenza di criteri ai vari livelli di lavoro e soprattutto una maggior chiarezza e larghezza di esposizione degli stessi criteri all'inizio dell'opera» (p. 53). Pone los siguientes reparos a la edición de Julio Rodríguez-Puértolas:

- unas veces adopta el editor el fluctuante sistema ortográfico de su texto básico, mientras que otras veces tiende a uniformarlo.
- hay alteraciones en el texto de la «editio princeps» (= A) sin la indicación de la eventual variante errónea de A en el aparato a pie de la página (6, 5; 51, 10; 55, 10; 75, 8; 231, 7 [verificándolo vi que en este verso las dos ediciones no difieren]; 244, 5; 262, 7; 272, 5;

274, 10; 277, 7; 285, 9; 293, 10; 299, 6 [aquí prefiero la lectura de Rodríguez-Puértolas]; 371, 8).

- el editor comete «inspiegabili errori di lettura» (40, 6; 55, 10; 179, 9; 221, 3; 306, 4).
- el número de errores tipográficos en el texto y en el aparato crítico es considerable (rúbr. 31; 44, 10; 104, 4; 107, 1; 139, 4; 163, 5; 166, 1; 166, 5; 210, 7; 223, 9; 249, 6; 261, 4; 266, 6; 275, 5 (aparato); 321, 9; 331, 3 (aparato); 337, 1; rúbr. 388; 391, 5).
- el sistema de enmendaciones para normalizar el metro y las rimas anómalas es incoherente.
- el editor no siempre interviene cuando el sentido de la copla lo exige (48, 5; 92, 2; 221, 7; 282, 1 etc., p. 54–55).

Sobre la mayoría de los reparos no puedo dar mi juicio por falta de una copia de la «editio princeps», base tanto de la edición de Julio Rodríguez-Puértolas como de la de Marco Massoli.

Sin embargo, me permito hacer unas observaciones. Creo que en cuanto al problema de la grafía confusa hay dos soluciones: o mantenerla, partiendo del punto de vista de que forma parte del ambiente del texto, o uniformarla según un criterio bien fijado. El Sr. Massoli tiene razón al decir que en la edición del profesor Rodríguez-Puértolas no hay ninguna coherencia en este aspecto. Tengo mis dudas sobre la necesidad inmediata de enmendar un verso irregular, para que éste quede correcto. Es partir del punto de vista de que un autor nunca comete un desliz en este respecto. A mi ver hay que solucionar problemas de este tipo caso por caso a través de los testimonios del texto en cuestión. Así p. ej. mantendría yo, como hizo Rodríguez-Puertolas, la lectura *carnal* en 40, 8, puesto que A (el texto definitivo y básico para las ediciones de Rodríguez-Puértolas y Massoli) va apoyado por a2, una de las versiones originales, mientras que en el caso de *faras* contra *faremos* (131, 4, respectivamente la lectura de A y b1 [representante de la segunda versión; a1 y a2 ofrecen otra versión]) optaría por *faremos*, como hace Massoli. En 147, 8 seguiría *ca*, la lectura de b1, A y F1. Todas las otras restauraciones propuestas por el Sr. Massoli (véase la p. 108 N 126) son aceptables. En cuanto al último reparo del Sr. Massoli, estoy completamente de acuerdo con sus enmendaciones (p. 55 N 147) que son:
48, 5: *inefable* en vez de *inestable;* 92, 2: *tú sobras* en vez de *tus obras;* 221, 7: *cessaria* en vez de *Zaquaria;* 282, 1: *ciegue* en vez de *ciego*.

Una nueva edición, libre de los errores mencionados arriba, queda, pues, totalmente justificada.

El segundo capítulo consta de unas interesantísimas páginas sobre el mundo ideológico de Mendoza, la estructura de los distintos cuadros, el estilo (discontinuidad del estilo; uso de los tiempos verbales), la técnica alocutoria y predicatoria (teniendo ésta como constante estilística el uso frecuente de proposiciones causales y finales), y la métrica del poema.

Extensamente vuelve el Sr. Massoli en este capítulo sobre el «auto del nacimiento», el cual compara con las *Coplas de Mingo Revulgo* (véase antes). El apoyo que sugiere el autor para la tesis de Rodríguez-Puértolas (véase arriba), cuando llama la atención hacia la forma estrófica de las *Coplas* y la de la *canción* «Para jamas oluidaros» de fray Íñigo, no tiene ninguna base firme porque la misma forma estrófica la utilizaron Gómez Manrique, Soria, Quirós, Pedro de Cartagena, Puerto Carrera y A. de Cardona (ver Pierre Le Gentil, *La poésie lyrique espagnole et portugaise à la fin du Moyen Age*, tomo II, Rennes 1953, p. 59, continuación de la nota 202 [p. 58], bajo tipo D). En la p. 57 N 152 se hace mención de un «interessantissimo e ignoto poema anonimo – il cui titolo *Trezenario de contemplaçiones* è tratto da una lettera dedicatoria di introduzione – assai vicino nel contenuto e nell'impianto edificatorio-narrativo alle *Vita Christi*». Sacó el autor estos datos de una reseña, – desconocida para mí –, que hizo José Antonio Pascual de la edición del *Cancionero* de Íñigo de Mendoza

de Julio Rodríguez-Puértolas (*Cuadernos Hispano-Americanos 243* [1970], 745–752). Acabo de hacer una edición de dicho poema, que consta de 266 (!) coplas, bajo el título *Le «Tresenario de contenplaçiones por estilo rrimado», texte espagnol anonyme du XV^e siècle*, de próxima aparición.

La *Segunda Parte* abarca el texto crítico, la traducción al italiano, abundantes notas al texto e índices.

A la lista de manuscritos se pudiera añadir el Ms. 1967 de la Biblioteca de Catalunya, en el cual figuran las primeras 21 coplas de la *Vita Christi* (cf. Pere Bohigas, *Més llibres de la Biblioteca de don Pedro Antonio de Aragón*, Extret de *Miscellanea Populetana*, Abadia de Poblet 1966, p. 485).

El *Cancionero Oñate-Castañeda* (ver p. 114 N 4) ya no se encuentra en la colección privada de Edwin Binney. Su paradero actual es la Houghton Library, Harvard University, f MS Span 97 (cf. *La Corónica 5* [1977], 114).

También las notas y comentario al texto (¡unas 120 páginas!) forman muy a menudo un valioso suplemento a las de la edición de Julio Rodríguez-Puértolas. Cf. p. ej. las anotaciones al «auto pastoril» en ambas ediciones.

En definitiva, podemos felicitarle al Sr. Massoli por su trabajo tan sólido, que sin duda será una fuente imprescindible para los estudiosos del «opus magnum» de fray Íñigo.

Maxim P. A. M. Kerkhof

★

M. LAZAR *et al.* (eds), *Diccionario ladino-hebreo con glosario ladino-español. Fascículo de muestra (letra guímel)*, Jerusalem (Ben-Zvi Institute) 1976, p. IX-LXXII (in Spanish), p. 9–111 (in Hebrew).

The present fascicle containing the letter *g* is the meagre fruit of fifteen years of compilation sponsored by the Ben-Zvi Institute of the Hebrew University and Misgav Yerushalayim (an institute for the study of Sephardic and Oriental Jewries). It will be a profound disappointment to specialists in both Ibero-Romance and comparative Judeo-Romance linguistics.

The fascicule contains a brief introduction to the genesis of Ladino (i.e. Judezmo and Ladino), the contemporary spoken dialects and distinctive features (vis-à-vis Spanish only), as well as the format of the dictionary itself[1]. There is a skeletal bibliography of texts from various periods including five newspapers from Salonika and Istanbul and a few secondary works (almost all of the non-Hebrew entries are riddled with typographical errors). There are few dictionaries of Judezmo and only one has appeared since 1934[2]. To judge from the geographical backgrounds of the sources, the present project was intended to be the first pan-dialectal dictionary of the language; hence, it is surprising that the collaborators included only two informants (whose dialectal background and age are not specified – see p. 31 N). The large number of Turkish words without literary citations suggests the informants were from Turkey. The primary sources are not explicitly described in terms of chronology or dialectal provenience. The sources of some listings in the dictionary are only occasionally uncoverable by means of a Latin-Hebrew abbreviation system, alphabetized only according

[1] A nearly identical English version of the Spanish-Hebrew introduction is found in LAZAR's description of Judeo-Spanish in the *Encyclopaedia Judaica*, Jerusalem 1971, vol. 10, col. 1342–50.

[2] See M. MENACHEM, *Milon kis sfaradi-yehudi-ivri*, Salonika 1934; J. NEHAMA and F. CANTERA, *Dictionnaire du judéo-espagnol*, Madrid 1977.

to the order of the Hebrew letters. The arrangement of the fascicle into separate Spanish and Hebrew sections leads to unnecessary duplication of forms, quotations and definitions. Spanish and Hebrew glosses could have been combined to form a *Diccionario ladino-hebreo-español*. Furthermore, the choice of both Hebrew and Spanish as the languages of translation seems ill-advised. According to Lazar, Spanish was chosen in order to appeal to an audience ignorant of Hebrew; in that case, English would have been a better choice (how many Spanish-speaking specialists of Judezmo are there?). The rapid assimilation of Judezmo-speakers in Israel to Hebrew (p. IX) would seem to mitigate against the choice of Hebrew.

Our remarks below will deal with (1) Lazar's «conception» of the genesis and evolution of the language, which, in no small way, influences (2) the format of the dictionary.

Lazar uses the term «Ladino» for both the language of religious texts as well as the spoken language (p. IX). This convention is in opposition to the practice of most native speakers and non-native observers of calling the spoken language Judezmo, (Judeo-) Spanish, etc., reserving the term Ladino for the language of the Bible translations. Lazar's practice of extending the term Ladino (no motivation is given – cf. p. IX) is unfortunate for two reasons: (1) it lacks widespread support among native speakers and (2) ignores the diglossic situation which has existed ever since the pre-Expulsion period. By assuming an original identity between the spoken and written variants of the language, Lazar reaches the bizarre conclusion that it was foreign influences in so-called «spoken Balkan Ladino» but not in «written Ladino» which rendered the latter difficult to understand (p. X).

Lazar's introduction to the genesis and evolution of Judezmo-Ladino is shallow, unnecessarily dogmatic and unoriginal (though Lazar provides no references for "his" views). He seems to espouse the hypothesis originally put forward over sixty years ago by the German Romanist Max Leopold Wagner, that broad differences among Balkan Judezmo dialects stem from the different origins of the settlers, a homogenous Castilian-speaking group settling in Istanbul, Izmir and Rhodes – this is the so-called "Eastern" dialect – while both Castilian- and non-Castilian-speaking Jews (from Portugal and Nothern Spain) settled in Salonika, Bosnia, Macedonia and Rumania – thus forming the "Western" dialect[3]. There is no mention of how the Bulgarian and North African dialects are to be classified. One of the indices of the alleged East-West dialect division is the fate of Latin initial prevocalic *f-*; according to Lazar, Eastern dialects (with a Castilian basis) tend to lose *f*, while Western dialects (with a mixed Castilian basis) preserve *f*, e.g. *fijo* 'son' (for correct *fižo*), *forno* 'oven', *farina* 'flour', *furmiga* 'ant'. This generalization masks a far more complicated reality, and is, moreover, anachronistic, since all dialects probably originally retained Latin initial prevocalic *f*. The claim that Latin *f* is reflected dialectally as *h*, as in Andalusian Spanish dialects, lacks substantiation. Since Wagner first expressed the East-West dichotomy (he was to persist in it for over thirty-five years)[4], many studies, both linguistic and historical, have appeared to render the migration arguments untenable[5]. Lazar's unwillingness to reckon with opposing views (which he rejects throughout without argumentation), constitutes an additional serious shortcoming of the book.

Another subject of repeated evaluation in the literature is the point in time when the Iberian dialects of the Jews begin to diverge from those of the surrounding non-Jewish popu-

[3] See p. X–XI, XVII and M. L. WAGNER, *Beiträge zur Kenntnis des Judenspanischen von Konstantinopel*, Vienna 1914, p. 100 ss.

[4] Cf. M. L. WAGNER, *Algunas observaciones sobre el judeo-español en Oriente*, *RFE 10* (1923), 242–4; *Carácteres generales del judeo-español de Oriente*, Madrid 1930, p. 21; *Espigueo judeo-español*, Madrid 1950, p. 9.

[5] For details, cf. P. WEXLER, *Ascertaining the position of Judezmo within Ibero-Romance*, *VRom. 36* (1977), 162–195.

lation. Lazar states categorically that Judezmo came into existence only after the Jews were expelled from the Iberian Penisula between 1492 and 1497 (p. IX–X). Lazar describes the view that Judezmo predates the Expulsion of the Jews as unsubstantiable. A superficial study of Romance documents in Hebrew characters from the 11th to the 15th century, as well as a comparative study of Iberian and North African Arabic elements in Judezmo and the Spanish dialects would have provided ample evidence that the speech of the Jews differed from that of the coterritorial population long before 1492 – though not necessarily in the same ways that modern-day Judezmo dialects differ from modern Spanish[6].

Lazar espouses the popular myth that Judezmo is essentially Castilian of the 14–15th centuries (p. X) – as if any language could be arrested in its tracks for five-six centuries. The pressure of the theory of a monogenetic 15th century Castilian origin for Judezmo leads Lazar to forego comparison with other dialects of Spanish, or with Catalan and Portuguese. For example, Judezmo is said to be archaic vis-à-vis Spanish by preserving adverbs which are lost in Castilian, e.g. *agora* 'now', *ainda* 'where', *muncho* 'many' (p. XIII). The first example is matched by Portuguese *agora* (as well as Castilian *ahora*!); see also Portuguese *onde* 'where' (would this mean Portuguese is "archaic"?). It is unclear why *muncho* is archaic, given Spanish *mucho*. Of course, one could just as easily "establish" the archaicity of Spanish vis-à-vis Judezmo by citing Old Spanish roots lost in the latter but retained in Spanish dialects. There are other instances where the model of Spanish impedes the evaluation of the Judezmo material. For example, loss of initial *f* is exemplified by *ižo* 'son', incorrectly spelled *ijo* in imitation of Spanish *hijo* (p. XI, XVII) (see port. *filho*), or by *alyar* 'find', said to be "in place of" Spanish *hallar* (p. XI) (*alyar* is not, however, an example of initial *f* loss, see cognate port. *achar* < Latin *afflare:* Old Spanish also has *fallar* 'find law applicable'). Old and new Spanish orthographic practice appears in Lazar's "transcription"/"transliteration"(?) of an early 17th century text (see *Yoçef, abaxava* 'he was lowering', *gente* 'people' for Judezmo *abašava, ğente* – p. XVI).

Lazar is totally confused about the linguistic baggage carried by Iberian emigrants in the 15–18th centuries. He points out that «la lengua castellana» carried to Italy, Holland and England (one could add Southern France and Nothern Germany) remained free of non-native influences and "deformations" and resisted "archaicizing tendencies", in contrast to the «Spanish» taken to the Ottoman Empire. The latter, because of its isolation from Spain (is Hamburg much closer?), became receptive to foreign influences. This formulation, as widespread as it may be, is devoid of factual basis. In our opinion, the linguistic differences between the Sephardic Jews in the Balkans and those in Northern and Western Europe (where Spanish generally died out by the beginning of the 19th century) must be explained in another way. The emigrés of 1492 to the Ottoman Empire were Judezmo-speaking Jews; the Iberian refugees who settled in Northern Europe in the 16–18th centuries were Spanish- and Portuguese-speaking Marranos, i.e. crypto Jews who publically subscribed to Catholicism but who secretly retained some Jewish practices; their ancestors had not been affected by the Expulsion edicts of 1492–7. By the time of the Marrano emigration, Judezmo was no longer spoken in Spain. Strictly speaking, there can be no talk of «Spanish» being preserved in the Ottoman Empire.

Lazar's conception of the origin and development of Judezmo-Ladino and the relationship of these two dialects (not one) to all Iberian Romance dialects (and not just Castilian) influences the descriptions of the dictionary entries. Lazar plans to label elements from French, Italian, Turkish, Greek, Bulgarian, Hebrew and Arabic, yet the impact of Balkan languages

[6] Cf. D. M. Bunis, *Problems in Judezmo linguistics*, New York 1975 *(Working Papers in Sephardic and Oriental Jewish Studies 1)*; Wexler, *op. cit.*

as well as modern Romance languages on Judezmo – factors leading to the further differentiation of Judezmo from Spanish – is not consistently recognized; nor are source etyma ever provided.

French words are nowhere identified as such (though French is included in the list of abbreviations in the Hebrew section of the fascicle – but not in the Spanish). Most of the "Arabic" words in the lexicon are components introduced through Turkish in the Ottoman Empire and do not derive from direct contact with Iberian or North African Arabic. These terms should be labeled "Turkish-Arabic" in distinction to direct Arabic loans and substratum elements. Turkish Arabisms are responsible for heightening the distance between Spanish and Judezmo since they are generally not attested in Iberian dialects. Here it would have been useful to contrast the Turkish-Arabic component of Judezmo with the "pure" Arabic cognates in Spanish. For example, while *garip* 'strange; stranger; poor, unfortunate, sad' is characterized, correctly, as Turkish (see Turkish *garip* 'strange, curious'<Arabic *γarīb* 'strange, stranger'), *grip* and *grif* 'stranger; sad, unhappy' – from the same Arabic root – are labeled "Arabic" (with no sources cited); see Old Spanish *algarivo* 'stranger; bad; unjust'. West European words introduced into Judezmo from Turkish are not identified either as Europeanisms or as Turkisms, though they are also an important index of the Turkish influence on Judezmo (e.g. *grip* 'influenza'<Turkish *grip* vs. Spanish *gripe*, *goril* 'gorilla'< Turkish *goril* vs. Spanish *gorila*). Hebrew words are occasionally not cited as such, e. g. *geruš* 'exodus', *gesisa* 'agony, dying'. It is unclear why *garonudo* 'gluttonous' should be called "Hebrew" since only the root is Hebrew (*garon* 'throat'); the suffix and semantic extension are Judezmo (a more appropriate label might be "Judezmo-Hebrew"). One of the oldest components, (Judeo-)Greek, attested in other Judeo-Romance dialects as well, goes without characterization (see *meldar* 'read' on p. XIV). There is also no special labeling in the lexicon for Portuguese components, though Lazar implies that Portuguese was an important component in Western Judezmo dialects. Judezmo *gayta*, *gayda* 'bagpipe' is glossed in Spanish as *gaita* without any indication that the Judezmo forms are probably not genuine cognates of Spanish *gaita*, but loans introduced from Turkish (see Turkish *gayda* – itself possibly of Iberian origin).

The book literally overflows with typographical and factual errors. The Hebrew letter *samekh* is "transcribed" as *s* on p. XIX but not transcribed at all on p. 16. The three Hebrew graphemes representing (1) *ǧ*, *ž*, *č*, (2) *š* and (3) *s* are provided with different diacritics (all are found in historical texts) in the Hebrew and Spanish sections. Final *khaf* is included in the Hebrew section but omitted in Spanish. Depending on which introduction you read, you will find Hebrew *samekh* said to represent Old Spanish *c* (=*ž*) (p. 10) or *c* (=*š*) (p. XI). The claim that Ladino distinguishes graphemically between *š* and *s* by means of Hebrew *shin* and *sin* is unjustified[7]. One wonders why the table of Hebrew letters is "transcribed" rather than transliterated – and without any indication of which dialect has been taken as the basis for the system. For example, the Hebrew grapheme sequence *llyw* (corresponding to Latin *llo*) is Romanized as *yo* (as in *yorar* 'cry') but there are dialects where original [l'o] is sporadically retained, e.g. in Skopje and Bucharest. If a transcription is preferred over a transliteration, than there is no excuse for omitting stress (p. XX). The "transcription" makes no provisions for denoting diphthongs, thus [vyežo] 'old' appears as *viežo* (under the influence of Spanish *viejo*?) and [pwerpo] 'body' as *puerpo* (see Spanish *cuerpo*). And so on and on.

Lazar's list of distinctive "phonetic alternations" in Judezmo (p. XXII) is a pot pouri of heterogeneous facts: (a) free variation (e.g. Salonika *(f)azer* 'do, make') and (b) dialect

[7] Cf. D. M. Bunis, *The historical development of Judezmo orthography*, New York 1974 *(Working Papers in Yiddish and East European Jewish Studies 2)*.

differences (e.g. Bitolj *fazer* vs. Istanbul *azer*). The formulation that *ǧ* alternates with *ž* and with *š* is the height of confusion: *ǧ* alternates dialectally with *ž* (e.g. *ǧeneral*~*ženeral* 'general' adjective) and *ž* may alternate freely with *š* in the same dialect (e.g. *kerež*~*kereš* 'you want') but there is no three-way alternation of *ǧ*~*ž*~*š*, i.e. **šeneral* or **kereǧ* are nowhere attested. While some dialectal features are redundantly given separate listings (e.g. *-o*~*-u* as in *grito*~*gritu* 'shout', metathesis of *-rd-* as in *guardya*~*guadrya* 'guard'), many other dialect differences do not merit separate listing (e.g. *-e*~*-i*, *g*~*γ*); the feminine form of adjectives is given unnecessarily (e.g. *gloton-na* [sic!] 'gluttonous').

Future fascicles of the dictionary can avoid the failures of the present work if only Lazar and his associates would decide whether the dictionary is to be (a) Judezmo and/or Ladino, (b) contemporary and/or etymological and/or historical, (c) pan-dialectal or based on some modern standard. While the student of Ibero-Romance and comparative Judeo-Romance linguistics would hope for the broadest possible format, no one gains from the present chaos.

Paul Wexler

★

GERMÁN DE GRANDA, *Estudios sobre un área dialectal hispanoamericana de población negra. Las tierras bajas occidentales de Colombia*. Bogotá (Instituto Caro y Cuervo) 1977, 366 p., 3 mapas, XXII láminas.

Este libro recoge diecinueve artículos de G. de G., divididos en dos partes: lingüística y folclor oral, seguidos de un apéndice. No vamos a entrar ahora en la detallada exposición de su contenido (los temas van desde la oclusión glotal en los departamentos de Cauca y Nariño a los romances de tradición oral conservados entre los negros del occidente de Colombia), característica de una reseña descriptiva, sino a preguntarnos por el significado de este libro en el conocimiento nuestro de la Romania Nueva. Haremos este planteamiento en tres secciones, que corresponden a las preguntas acerca de la situación de este texto en los estudios con él relacionados, las bases y coherencia de su planteamiento metodológico, y las perspectivas que abre.

En lo que concierne al primer punto, es decir, lugar entre los estudios de la población negra americana, el libro que comentamos ocupa un lugar mayor; en lo relativo a las tierras bajas del Oeste de Colombia es el único. Comparte con el trabajo más antiguo de Luis Flórez, y con el más reciente de José Joaquín Montes (*El habla del Chocó: notas breves*, *Thesaurus 29* [1974], 409–428) la condición de exponente de la situación dialectal de esta zona colombiana. Este motivo, sin más, lo convertiría en base imprescindible de estudios posteriores, por lo que cabe señalar algunas de sus características: la descripción de hechos lingüísticos caracterizadores está unida a pertinentes aclaraciones geográficas, detalladas, y, sobre todo, a consideraciones de índole sociohistórica y económica que permiten obtener un panorama claro y coherente. Esta coherencia está recortada por un defecto inevitable, inherente a la concepción del libro mismo, cual es el de carecer de estructura unitaria: mucho se hubiera ganado reelaborando los materiales en un libro, en vez de presentarnos una serie continuada de artículos. Señalemos, en todo caso, el carácter unificador y de base epistemológica del primero de éstos.

El lugar metodológico no es tampoco difícil de determinar, al situarse G. de G. próximo al campo en el que tenemos otros estudios fundamentales, aunque distintos, como el de

Manuel Álvarez Nazario sobre *El elemento afronegroide en el español de Puerto Rico* (San Juan de Puerto Rico ²1974), repetidamente citado, y defendido, en éste y otros trabajos de nuestro autor.

Todas estas consideraciones, con la salvedad arquitectónica apuntada, constituyen la base lógica de una primera caracterización de los materiales ofrecidos como coherentes y suficientes, tanto en sí como en relación con trabajos emparentados o relacionables.

Más interesante puede resultar, a estas alturas, que nos preguntemos por la base metodológica que informa estos estudios. No sin señalar que, también aquí, la índole diversa de los artículos confiere al conjunto un aire variable, al unirse enfoques fonéticos, sociológicos o literarios, reconozcamos el carácter coherente de la base metodológica última que sustenta el conjunto. En lo general, G. de G. está en dos líneas conceptuales importantes: la primera de ellas es, si no su aceptación total, al menos su gran proximidad a la teoría de la «causación múltiple» de Yakov Malkiel (*Multiple versus simple causation in linguistic change*, en: *To Honor Roman Jakobson*, vol. II, La Haya-París 1967, p. 1228–1246). Esta postura, en el español americano, tiene un gran valor de síntesis, pues, como es obvio, permite reconocer, junto a los fenómenos de origen español (andalucismo), los de las lenguas indígenas (sustratos y adstratos) y los derivados de las peculiares condiciones de cada región (cambios particulares). El segundo puntal metodológico general, que puede verse en un claro resumen en su *«Lingua franca» mediterránea y criollo-portugués atlántico (Actas del V Congreso Internacional de Estudios Lingüísticos del Mediterráneo*, Madrid 1977, p. 41–46), es su concepción de la necesidad de que las hablas criollas se hayan originado en Africa, es decir, tengan un origen unitario, no diversificado originalmente en los distintos lugares de América, y que sea el primer resultado un criollo de base portuguesa.

Esta teoría monogenética, que va recibiendo apoyo en otros trabajos, como *Algunos rasgos morfosintácticos de posible origen criollo en el habla de áreas hispanoamericanas de población negra* (*Anuario de Letras 44* [1976], 5–22), es importante, al suponer un apoyo a la hipótesis de trabajo de Douglas Taylor, basada en los resultados de la investigación de Keith Whinnom sobre la formación de los criollos españoles de Filipinas, tal como se desarrolla o aplica en estudios de William A. Stewart, Marius Valkhoff, Ian Hancock, J. L. Dillard, y Voorhoeve (destacados por G. de G. en este último artículo citado), frente a la vieja tesis poligenética de R. A. Hall, jr. Vale la pena destacar el refuerzo que esta actitud supone, en relación con el modelo teórico diacrónico para la génesis del español actualmente hablado en las áreas hispanoamericanas de población negra, tal como había sido expuesto por el autor en sus *Planteamientos y necesidades actuales de los estudios lingüísticos afrohispano-americanos* (*Anuario de Letras 12* [1974], 53–82).

Para quien no conozca la previa trayectoria científica de G. de G., no está de más apuntar que la base que sustenta sus ulteriores inquietudes epistemológicas es la concepción sociohistórica del cambio lingüístico, a partir de la inquietud diacrónica. Se busca en el texto la solución socio-económica, que conduce a resultados notables en algunos puntos (*Dialectología, historia social y sociología lingüística en Iscuandé*, p. 68–93), y se consigue, creemos, al menos un inicio de integración entre estos principios, los de la historia de la lengua, y el método de «palabras y cosas», tan grato a los dialectólogos españoles.

Nos parece adecuado destacar, en este sentido, como muestra de aplicación metodológica, o de metodología menor, el tratamiento dado a la *canoa*, para el establecimiento de una red lingüística en la zona. De acuerdo con Fernando Ortiz (*«Canoa», Universidad de la Habana 196–197* [1973], 118–129) y Douglas Taylor (*Spanish «canoa» and its congeners, International Journal of American Linguistics 23* [1957], 242–244), a partir del lugar central de este medio de transporte en esta zona, como en otras muchas similares, utiliza el léxico relacionado con la embarcación en una aproximación a «la posible determinación de subzonas dialectales

dentro del área pacífica de Colombia» (p. 21), con la utilidad de completar o contrastar los datos que aporte el *Atlas Lingüístico de Colombia.*

Precisamente el hecho de que la metodología empleada le lleve a aproximarse a la técnica de encuesta de los Atlas, nos permite deducir otro rasgo interesante: las limitaciones de la técnica de los atlas lingüísticos, que da una instantánea, a partir de un solo informante, del habla de un punto de la red, con el grave riesgo de un enfoque borroso, diríamos, y que debe ser sustituida por la de «encuestas múltiples».

En síntesis, nada mejor, para terminar estas consideraciones de la metodología del libro, que recoger las palabras del autor (p. 43–44), a la hora de determinar una de las áreas dialectales:

> «Me parece, después de todo lo expuesto, prácticamente evidente la existencia de un nexo causal entre la estructura socioeconómica hasta aquí descrita, basada en la explotación aurífera por medio de mano de obra esclava de origen africano, y la génesis de una parte considerable de las zonas lingüísticas integradas en el área occidental de Colombia».

¿Qué perspectivas abren investigaciones como las que comentamos? En este caso concreto creemos que múltiples. Inicialmente, nos encontramos con una muestra de la posible conjunción de métodos estrictamente lingüísticos con los históricos y sociales, lo que nos lleva a preguntarnos qué pueden ofrecer estas ciencias a la lingüística. Vemos, luego, que el terreno parcelado es una muestra que quede ampliarse notablemente, por el mismo carácter de investigación inicial y de tanteo que tienen buena parte de sus páginas. Se trata, en cierto sentido, de una actividad nueva, en cuanto apertura de la problemática dialectal a otros hechos que la lingüística venía separando, pero que hace tiempo están felizmente reincorporados (la huella de Labov en éste y otros escritos de G. de G. es importante). En último término, por supuesto, la inquietud determinante es la preocupación por el problema teórico general del cambio lingüístico, y debe enmarcarse en la metodología que el autor propuso en su exposición *Sobre la actual problemática de la lingüística románica y de su enseñanza universitaria (Thesaurus 32* [1977], 43 p., separata). Todo ello nos parece meritorio y acertado, pues el cambio lingüístico está, en buena parte, determinado por circunstancias sociales (históricas y económicas); la cuestión es, sin embargo, que no se acaban de establecer unos parámetros que nos saquen del terreno hipotético para permitirnos contrastar conclusiones.

Lo lingüístico es lo primordial del texto, y a ello nos hemos referido más extensamente. No queremos terminar, sin embargo, antes de haber llamado la atención sobre algunas puntualizaciones literarias que se encuentran en la segunda parte del mismo.

Además de hablarnos de fórmulas orales, adivinanzas, décimas y glosas, el texto recoge once romances de tradición oral de los negros de la zona (Olinos, Blancaflor, Santa Rosa, la Pasión, la Virgen y el ciego, la Virgen caminante, la Magdalena, bautismo de Christo, la Virgen en busca de Jesús, la Resurrección y la historia de Tadó). A esta importante pervivencia de motivos tradicionales, generalmente religiosos o novelescos, que confirman la importancia del romancero americano y apresuran su recolección, hay que sumar la pervivencia en décimas de temas carolingios, como Balán, Galafre, Roldán, Turpín, Oliveros, Fierabrás, Ganalón, Durandal, mezclados con los Infantes de Lara o Bernardo del Carpio en composiciones que hacen de la húmeda y calurosa selva chocoana un nuevo Macondo lingüístico-literario.

Se abren aquí los infinitos interrogantes que confieren a América su peculiar atractivo. De ellos está lleno un libro en el que tampoco faltan las respuestas, y, lo que es más importante, el camino para hallarlas.

Francisco Marcos-Marín